

Helen Leuninger

Und zwar



Frankfurt/Main 2018

Und hier das Angebot

Ein Hinweis zum Anfang	1
Und zwar: Wie alles begann	2-3
 Der öffentlich-private Personennahverkehr	 3-10
Gitarre, Körperfülle und ein Fahrrad	4
Kein Deutsch in Frankfurt	6
Ehrverletzung	7
Schwindelerregende drei Stunden: Mein beiger Tag	8
 Erstaunliche Botschaften	 11-41
Botschaften? Ich weiß, wo der Duden wohnt.	11
Unglaubliches, Unglaubliches	15
Laugenbrezeln und Blümchen	17
Noch und nöcher	20
Komm in meine Welt	21
Perücke und der Roberto	22
Die Farbe Rosa	23
Disc-Jockeys und Fans	24
Ein neuer Beruf – aus Tierliebe	26
Verzeihen Sie bitte: Ihr Bild hängt schief!	27
In den Fängen der politischen Korrektheit	30
Eine Last mit dem Genitiv	35
Gerne – aber so was von	37
Ein Nein ist kein Nein	39
Kleo, Moses und Autos: Von der Reklame zur Werbung	40

Die Universität – und zwar(?) ein Hort der Exzellenz

42-51

Würstchen mit Senf	42
Höchste Zeit für eine Diät	43
Nackte, Schnuller, Dialekte und Wetterwechsel	44
Fliegende Erbsen	45
Eine Zeit für alles: Wolle und wieder Erbsen	46
Linguistik, neue Schuhe und eine zerbrochene Liebe	47
Hungersnot und Dürre – und zwar in Frankfurt am Main	49
Ein psychischer Kraftakt	50
Arbeit, was bedeutet das?	51

Eine Bedeutung – viele Wörter, viele Bedeutungen – ein Wort

52-73

Öl, Döner, Sklaven und Plakate	52
Expressionisten im Frühling	56
Kreative Wörter	57
Feinsinnige Wortstrukturen	59
„Eine Sprache ist ein Dialekt mit einer Armee und einer Marine“	63
Teekesselchen – Teekesselschä	67
Noch ebbes: dem Frankfodder sei Philosophie	70
Ach mach Disch fott	72
Der steinige Weg ins digitale Zeitalter	73

Gehört, geschrieben, gelesen und falsch verstanden

74-87

Geteiltes Wissen ist halbes Wissen	74
Rabbi und ein blauer Stuhl	77
Gefahr im Verzug?	79
Kochlehrer, Lambada und Klospülungen	80
Kämme, die Katze Paul und bartlose Sopranistinnen	82
Nochmal Eier!	84
Noch ein paar kleine Kostbarkeiten mit weniger netten Kommentaren	85

Zu guter Letzt

88

Followers und Unbekannte von mir

88

Vokabelheft Frankfodderisch – Deutsch

89-97

Ein Hinweis zum Anfang

Die Geschichten, die nun folgen, hängen nur lose zusammen. Eigentlich sind sie ein Sammelsurium aus alltäglichen Episoden, ein paar klitzekleinen theoretischen Überlegungen und allerlei Nörgeleien. Die zitierten Versprecher stammen alle aus meiner Versprechersammlung, sind echt, nicht konstruiert, also unsere alltäglichen sprachlichen Missgeschicke. Die meisten erzählten Anekdoten enthalten tatsächliche Begebenheiten oder sind ein wenig konstruiert, um den bezaubernden dialektalen Ausdrücken Platz zu schaffen. „Des geht alles druff und druff“ würde der Frankfurter sagen, also nach und nach sollen sich das alltägliche, oft schwierige Geschehen, mancherlei verzwickte seelische Katastrophen und kognitive Fallen zum Guten wenden. Irgendwie klappt das meiste dann doch; denn „Kommunikation – meistens klappt es doch“, wie ich 2018 in meinem Artikel „Kommunikation. Meistens gelingt sie“ (in: Siekmann, K. u.a. Hrsg.: Schriftsprachliche Kompetenzen in Theorie und Praxis. Festschrift für Günther Thomé) geschildert habe, wenn auch die Wege dorthin holprig sein mögen. Dann lassen Sie uns jetzt zum Ziel holpern. Ich hoffe inständig, dass die Geschichten Sie gelegentlich zum Schmunzeln oder gar Nachdenken anregen und würde mich natürlich über Reaktionen freuen, am liebsten positive. Und hier der Kontakt:

helen10@t-online.de

Helen Leuninger

Frankfurt am Main 2018

Insbesondere der Drucker hat meinen imposanten Kater Arthur sehr interessiert, da kommen so ganz flache Mäuse raus. Hier ist Arthur, nach der langweiligen Lektüre der Tageszeitung, alles fake news:



Und zwar – wie alles begann

Neulich stellte mir ein geschätzter Kollege der romanistischen Linguistik folgende prickelnde Frage: „Habt Ihr germanistische Linguisten schon mal über dieses Rätsel nachgedacht und es gelöst: Was passiert eigentlich, wenn ein Student in die Sprechstunde kommt und seine Rede beginnt mit „und zwar“?“ Mir war das nie aufgefallen, aber bereits in meiner nächsten Sprechstunde tritt ein Student in mein Büro ein mit der Äußerung „und zwar“! Ja, was passiert da? „Und zwar“ ist ja eine sprachliche Konstruktion, die etwas vorher Geäußertes näher erläutert, so wie „Ich habe mir gestern ein rotes Kleid erstanden, und zwar in der Goethestraße.“ Ein berühmter amerikanischer Sprachphilosoph, Jerry A. Fodor, nennt in seinem Buch „The Language of Thought“ (1975) die der Produktion und Wahrnehmung von Äußerungen vorgeschaltete innere Sprache „Mentalesisch“. Wir kennen das ja alle, wenn wir vor oder auch unabhängig von der Artikulation eine Botschaft oder einen Gedanken sprachlich quasi vorformulieren. So weit, so gut. Wenn wir jedoch jemandem etwas mitteilen wollen, dann muss es raus, „irgendwo muss das Zeug ja hin“, und zwar (!) nicht wie der Baden-Württembergische Ministerpräsident Kretschmann meinte, der atomare Müll, sondern die hörbare (und für Gebärdensprache sichtbare) Äußerung (manchmal auch Müll) zum Gegenüber. Besagter Linguistikstudent hätte seine Anfrage bspw. starten können mit: „[Ich möchte gerne (?) bei Ihnen Prüfung machen], und zwar in den Bereichen Psycholinguistik und Gebärdensprachforschung.“ Das in [] stehende war jedoch bloß Mentalesisch. Und dieser Student hatte Fodor gar nicht gelesen!

Was passiert eigentlich, wenn wir Sätze hervorbringen? Der Äußerung liegt ein Plan zu Grunde, denn Planung eines Satzes heißt ja zunächst nichts mehr und nichts weniger als dies: Ein Gedanke, eine Botschaft will eine sprachliche Form finden, die für das Gegenüber dekodierbar ist. Zwar kann es sich dabei um Neuigkeiten handeln, aber diese sollten zu einem gemeinsamen, geteilten Wissen irgendwie passen. Auch spielt die Stilebene dabei eine Rolle. Je nach formalem Kontext verwenden Sprecher unterschiedliche sprachliche Formen. In einer Traueranzeige wird ja wohl nicht stehen: „Nach langer Krankheit ist unser geliebter Vater abgekratzt.“⁴¹ Jetzt muss also das passende Wort aus dem inneren Wortspeicher ausgewählt werden, genau genommen aus einem Teil dieses Speichers, nämlich dem Bedeutungsspeicher. Als dann erhält diese noch recht abstrakte Information eine Form, denn oft kennt man die Bedeutung, nicht aber die Form. Alles wird dann in eine grammatische Struktur eingepasst und verlässt schließlich den inneren Prozess und wird hör- oder für Gebärdensprachen sichtbar geäußert. Dieses System ist äußerst fehlerresistent, obwohl die ganzen

Und zwar – wie alles begann

Operationen im Millisekundenbereich durchgeführt werden. Das liegt auch daran, dass wir unsere Äußerungen selbst kontrollieren, also gleichzeitig Produzenten und Rezipienten sind. Alles eine fantastische Leistung unseres Gehirns.

und eine kapriziöse Kombination

Eine Dolmetschschülerin, Patricia, berichtet mir, dass ihr Sohn mit großem Interesse ihre Unterlagen aus dem Linguistikunterricht angeschaut habe. Ihn habe besonders begeistert, dass so viel Formales vorkomme, Strukturen wie diese:

$CP_{[Spec, C']} [wen_j] [C' [C [hat_i] IP_{[NP [der Handwerker] [I' [VP [[NP t_j] V [besucht]_i [t_i]]]]]]]$

Er teilte seiner Mutter mit, dass er nunmehr sein Physikstudium mit Linguistik kombinieren wolle.

Dies hört ihr zweiter, jüngerer Sohn, worauf er seiner Mutter die bange Frage stellt: „Kann man Linguistik auch ohne Physik studieren?“ Man kann.

Was jedoch alles im Kommunikationsalltag passieren kann, möchte ich mit den folgenden Geschichten ein wenig illustrieren. Diese Episoden zeigen vielerlei: Nicht immer liegt geteiltes Wissen im strikten (wissenschaftlichen) Sinne vor, obwohl dies doch eine notwendige Bedingung für erfolgreiche Kommunikation ist – sein soll. Nicht immer werden die passenden Wörter gefunden. Nicht immer versteht man alles auf Anhieb. Dennoch aber funktioniert die Verständigung irgendwie. Offenbar sind wir Menschen viel genialer und kreativer, als uns die Wissenschaft zutraut.

1 Selbst Versprecher befolgen diese Beschränkung. Bei einem bestimmten Versprechertyp, den sog. Kontaminationen, verbinden sich nur Ausdrücke derselben Stilebene. Es geht also : „der entschiedene“ aus „entschlafene“ und „verschiedene“, nicht aber der „entkratzte“ aus „entschlafene“ und „abgekratzte“. Sie denken vielleicht, ich hätte solche Versprecher konstruiert, doch es gibt sie wirklich. Eine Auswahl findet sich in meinen beiden Büchern zu Versprechern („Reden ist Schweigen, Silber ist Gold“, 1997, und „Danke und Tschüß fürs Mitnehmen, 1998), so z.B. die „Zuchthauszitronen“ (aus „Zuchtzitronen“ und „Gewächshauszitronen“ oder „Mokkolade“ aus „Mokka“ und „Schokolade“).

Der öffentlich-private Personennahverkehr

Gitarre, Körperfülle und ein Fahrrad

Das Kapitel, in dem die folgenden Anekdoten zu lesen sind, habe ich ja „Der öffentlich-private Personennahverkehr“ genannt. Nun lese ich in der Zeitung, dass die Stadt Offenbach ihre Schulen mit Hilfe einer ÖPP, einer öffentlich-privaten Partnerschaft finanzieren will. Jedoch meint hier „privat“ etwas ganz anderes als das „privat“ in diesem Kapitel, nämlich nicht-öffentliche geldgebende Unternehmen, also nichts so Charmantes und echt Privates wie das, wovon ich Ihnen jetzt berichte.

Ich komme gerade vom Gitarrenunterricht, sitze in der Straßenbahn und halte den ziemlich unförmigen Gitarrenkasten vor mir, so dass für ein mögliches Gegenüber wenig Platz ist. An der Burgstraße (Frankfurt-Bornheim) steigt ein Mann ein und fragt mich, ob er sich (mir gegenüber) setzen könne. „Wenn das nicht zu eng für Sie ist“ antworte ich und will gerade noch sagen „Dann rutsche ich eins weiter“, wozu ich aber nicht mehr komme: „Ich weiß, ich bin zu dick, muss unbedingt abnehmen.“, so unterbricht der Herr meinen noch geplanten Satz. „Oh nein, das habe ich doch gar nicht gemeint, ich dachte ...“. Mein Protest verhallt: „Doch, doch, Sie haben ja Recht, aber Abnehmen ist so schwer, ich esse halt gerne, vermutlich aber immer das Falsche.“ Manche nennen das auch Bauchgold. Wieder ein „neuer Bekannter“, oder, wie Karl Valentin es formulierte: ein Unbekannter von mir! Wegen meines fortgeschrittenen Alters rechnet eigentlich niemand damit, dass ich eine Gitarrenschülerin, und zwar (hier geht das!) eine Anfängerin bin. Nachdem das auf andere Art auch peinliche Missverständnis, ich sei Lehrerin, aufgeklärt ist und ich gestanden habe, dass meine Fortschritte im Nanopartikelbereich liegen, erhalte ich nun auch Trost: „Das wird schon. Im nächsten Jahr steige ich zur selben Zeit wieder in die 12 ein und Sie spielen mir „I am sailing“ vor. Das Jahr ist vergangen, ich könnte das Stück jetzt vorspielen, weiß jedoch nicht, ob mein Unbekannter abgenommen hat.

Früh morgens im Regionalexpress nach Bad Camberg. Normalerweise sind die Passagiere zu dieser Zeit eher muffelig, suckeln an ihrem in Pappbechern gefüllten Kaffee, verzehren ein fettiges Brötchen, während sie ihr Smartphone streicheln. Ganz anders jedoch an diesem Tag. Es stürmt „Guten Morgen“ wünschend ein recht junger Mann ins Abteil und setzt sich hin, nachdem ich seinen Gruß etwas erstaunt erwidere. Kurze Zeit später kommt er an meinen Sitz und fragt mich, ob ich ein

Der öffentlich-private Personennahverkehr

Gitarre, Körperfülle und ein Fahrrad

Ladegerät für ein Handy habe, was ich leider verneinen muss. Dann setzt er sich mir gegenüber, in einwandfreiem Deutsch wehklagend, er hatte nämlich allzu viel Alkohol getrunken. Auf der ca. 40-minütigen Fahrt informierte er mich über viele Details aus seinem Leben, auch sehr intime, die ich hier nicht wiederholen werde. Nur dies: Er berichtete mir von seinem Problem einkaufen zu gehen. Das Problem bestand darin, dass er in Bad Camberg sehr weit entfernt von den Supermärkten im Zentrum wohne und daher immer darauf angewiesen sei, dass ihn ein Freund mit seinem Auto dorthin fahre, wie tragisch! Als begeisterte Radfahrerin versuche ich es mit einem Ratschlag: „Sie könnten doch mit dem Fahrrad fahren.“, nicht ahnend, was für einen abartigen Vorschlag ich unterbreitet hatte, denn mein rumänisches Gegenüber (das hatte ich in der Zwischenzeit erfahren) entgegnete mir mit vor Schreck geweiteten Augen empört: „Ein Rumäne fährt doch kein Fahrrad!“ Ups, mir war zwar bekannt, dass den Mädchen und Frauen in Saudi-Arabien Fahrradfahren verboten ist, aber ich wusste nicht, dass es in dieser Hinsicht kulturelle Unterschiede zwischen Rumänen und Deutschen gibt. Und er fuhr fort: „Als ich erst ganz kurz in Deutschland war, habe ich mich immer gewundert, wie viele Leute zu jeder Tageszeit rennen, und ging damals davon aus, dass die schnell zum Bus müssen. Erst später wurde ich aufgeklärt: Sie joggen, sehr merkwürdig.“

Kein Deutsch in Frankfurt

Ich steige aus dem Bus an der Konstabler Wache (Frankfurt) aus. Zunächst hinter mir, noch auf der Treppe, eine männliche Stimme: „Ich gehe ja nicht mehr in Frankfurt einkaufen.“ Wieso „ja“, das ist auch ein „und zwar“ ohne Einleitung. Jetzt neben mir an der Haltestelle: „Einkaufen gehe ich nur noch in Darmstadt oder Wiesbaden.“ Jetzt mir gegenüber: „Aber heute muss ich zum Amt. Deutsche findest Du in Frankfurt kaum noch.“ „Ja, stimmt, es wird immer schwieriger mit der ‚Verständigung‘“, antworte ich. Nun überquert der mir eigentlich unbekannte Mann, von dem ich jetzt aber immerhin seine Einkaufsgewohnheiten kenne, bei Grün die Straße. Offenbar jedoch soll ich doch mehr über ihn erfahren, denn er kehrt beim nächsten Grün wieder zur Haltestelle zurück. Baff, wie ich war, war ich an der Stelle stehen geblieben, an der er mir von Darmstadt, Wiesbaden, dem Amt und den vielen Ausländern berichtet hat: „Was wählen **wir** denn? Ich wähle CCCC“ (letzteres begleitet von zackigen in die Luft gemalten Gesten) – es war kurz vor der Bundestags- und Landtagswahl. Man hatte also vier Stimmen. Ich gestehe, dass ich als CDU-Mitglied ebenso wählen werde. Völlig zufrieden verlässt mich mein „neuer Bekannter“, also ein Unbekannter von mir, um zum Amt zu gehen.

Wie zügig man doch an der Weltsicht einer eigentlich fremden Person teilhaben kann. Jedoch ist die vorab unмотivierte Verwendung von „ja“ und „wir“ vielleicht eine allzu frühe Vereinnahmung.

Ehrverletzung¹

Gegen 22 Uhr sitze ich – mal wieder mit Gitarre – in der Straßenbahn, die trotz der späten Stunde noch ziemlich voll ist. In der Reihe vor mir ein freier Platz und neben mir wäre auch noch einer frei, wenn nicht Erna (so heißt meine Gitarre, ich weiß, recht kindisch) den freien Platz eingenommen hätte. „Komm, hier vonne sin noch Plätze“, ruft ein Mann, offenbar ziemlich angeheitert, seinem Kumpel zu. Beide torkeln nach vorne, der eine will sich neben mich setzen. Ich stehe auf, nehme ungeschickt die dicke Erna hoch, signalisiere scheinbar, dass mir das Ganze ziemlich lästig ist. Wer den Unterschied zwischen „scheinbar“ und „anscheinend“ noch kennt, wird das Folgende verstehen. „scheinbar“ – das Ganze aber gar nicht als Belästigung empfunden. Meine grimmige Mimik bezog sich auf meine Unbeholfenheit beim Greifen von Erna. Jetzt ging die Post ab: „Isch habb doch gar net gesehe, dass Sie e Gitar (Gitar wird auf dem i betont) habbe . Mer gehen woannersder hie.“ Das Gegenüber zückt sein Handy und droht, die Polizei anzurufen. Offensichtlich tief in seiner Ehre getroffen: „Isch habb Sie doch net belästischt.“ Ich: „Nein, alles gut.“

Die beiden Kumpel, ausgestattet mit einer Flasche Wodka und einer weiteren Flasche mit einem roten und leider klebrigen Inhalt – wie ich kurz danach schmerzlich erfahren musste, finden dann zwei freie Plätze auf der Bank vor mir, nochmal mit Blick zurück: „ Isch habb Sie doch net belästischt.“ „Nein, alles gut.“

Wegen der ihnen angelasteten Ehrverletzung bewegen sie heftig ihre Arme. Das führt dazu, dass die rote klebrige Flüssigkeit aus der offenen Flasche sich auf dem Boden ergießt und sich langsam, aber stetig in Richtung meiner weißen Stoffschuhe bewegt, die nun eine andere Konsistenz (vorher aus lockerem Leinen, jetzt klebriger und allmählich fest werdender Stoff) und Farbe haben. Belästigt aber fühle ich mich nicht, denn: Bevor isch misch uffresch, isses mir liewwer egal.²

*

¹ Wenn Sie wollen, können Sie am Ende in meinem Vokabelheft „Frankfodderisch-Deutsch“ nachschlagen.

² Diese frappierende Weisheit findet man mittlerweile allenthalben in Frankfurt, aufgedruckt auf vielerlei Gegenständen.

Schwindelerregende drei Stunden: Mein beiger Tag

Mein Plan war logistisch fein ausgeklügelt: In die Straßenbahn 12 bis zur Haltstelle Römer, dann zu einer Drogerie, Katzenfutter und Gesichtswasser kaufen, zum RMV-Büro eine Wochenkarte für Idstein erstehen, und schließlich zur Telekom, nochmal was zum neuen Smartphone erfragen – alles in neuen zwar als bequem beworbenen, aber dennoch nach kurzer Laufzeit schmerzenden Schuhen. Das könnte doch ganz schnell erledigt werden, dachte ich. Doch alle Stationen meines Wegs bargen unerwartete Überraschungen. : Kaum auszuhalten sind die neuen Ansagen in der Straßenbahn, falsche Aussprache von Lauten und falsche Betonung, es gruselt mich und schmerzt mein Deutsch-Herz – muss das unbedingt melden, wenn ich überhaupt irgendwo im Netzdschungel einen Ansprechpartner finde. Glücklicherweise kam nach einigen Stationen eine Ablenkung in Form einer sehr zierlichen Dame, die sich neben mich setzte. Wenn man wie ich älter ist, plappert man gerne auch mit wildfremden Leuten, insbesondere dann, wenn der geliebte Kater meine sprachlichen Äußerungen nur bruchstückhaft versteht: „Die Farbe Ihres Mantels ist ja sensationell, ich habe noch nie einen Mantel in Orange gesehen. Er steht Ihnen ganz ausgezeichnet.“ „Vielen Dank, er war ein Sonderangebot. Seit ich in Rente bin, schlendere ich sehr gerne durch die Stadt; einen roten Mantel habe ich dabei einmal erstanden, auch herabgesetzt, von 400 auf 120€, da kann man nicht klagen.“ Eine Erinnerung an meine Mutter schiebt sich in mein Gemüt. Sie war ein echter Schnäppchenfan. Das trieb manchmal lustige Blüten. Sie hatte eine blaue Jacke gekauft, und die war dreimal herabgesetzt. Das Schildchen mit den dreimal durchgestrichenen Preisen hütete sie wie ihren Augapfel und es wurde jedem, der sich über ihre neue Jacke positiv äußerte, stolz vorgezeigt. Mir geht es ähnlich. Sonderangebote sind Geldgeber – ein Pullover für 60€ gekauft, der von 110€ herabgesetzt war – also 50€ gewonnen. Manchmal komme ich mit hunderten von gesparten Euros nach Hause und bin verwundert, dass das Portemonnaie leerer ist als beim Start meines Einkaufsbummels. Also ich kommentiere die 120€ meiner Straßenbahnnachbarin natürlich mit „Das ist wirklich günstig.“ Das war eine meiner letzten Bemerkungen auf dieser Fahrt; denn nun berichtete mir die Dame von unzähligen Schnäppchen, einschließlich des Kaufs sehr schicker Stiefel, die sie trug und die sie bei Gö??? Erworben hatte, „für nur 40€, man glaubt es kaum.“ Ich frage zurück „in welchem Schuhgeschäft?“ „Bei Götz“. „Ah, Görtz“. Was mich zur folgenden Äußerung veranlasst hat, ist mir noch heute schleierhaft: „Im Deutschen wird das geschriebene „r“ nach Vokal und vor Konsonant vokalisch aufgelöst, etwa wie ein leises „a“. Dass ich nicht auch noch hinzugefügt hatte, dass etwa bei „König“ das „g“ der Regel der velaren Spirantisierung unterliegt und zum „ch“ wird, ist ein Wunder. Aber da ich nur einen Oma-beigen Mantel mit braunem Schal trug, wollte ich wohl wenigstens als Linguist punkten, muss aber ganz unbewusst abgelaufen sein. Überraschender Weise

Der öffentlich-private Personennahverkehr

Schwindelerregende drei Stunden

bekam ich unverzüglich das Angebot als Deutschlehrerin, obwohl doch ihre Tochter (sie hat auch noch einen Sohn, der ist in Singapur und Investment-Banker, wie sie es auch war) ganz erstaunt über die guten Deutschkenntnisse ihrer Mutter ist, die ja erst mit 64 Jahren angefangen hat, Deutsch zu lernen, denn in ihrem Job wurde nur Englisch gesprochen, ihre Kinder seien jedoch mit 7 (!) Sprachen aufgewachsen. Solche Personen muss Thomas Mann im Sinn gehabt haben, als er seine überaus langen Sätze schrieb. Mir wird ganz schwindlig, so viele Informationen zwischen nur zwei Haltestellen. Ich vergaß: Ihr Mann ist übrigens früh gestorben, aber sie hatte ja eine Nanny, ja eigentlich eine Zweitmutter, die immer gut angezogen sein sollte und also sehr gut entlohnt wurde und auch ein neues Auto bekam (nochmal Thomas Mann). Endlich an der Haltestelle Römer angekommen. Fast hätte ich vergessen, was ich eigentlich erledigen wollte, aber nur fast – noch keine Gedächtnislücken. Teile also mit, dass ich Richtung Hauptwache gehen will. „Ich auch“! Auf den letzten ca. 100 Metern erfuhr ich noch, dass Mary, so ihr vorher mitgeteilte Namen, Karate beherrscht, vermutlich die zierlichste Karatesportlerin weltweit, und dass sie schon einmal einen Russen, der seine Frau verprügelt hatte, mit einer kurzen heftigen Bewegung niedergestreckt hatte, dass sie ihr Haus aber bald darauf verkaufte, um ihre Kinder und natürlich auch die Nanny zu schützen. So viel Leben in nur einer dreiviertel Stunde! Mit einem „Wow“ verabschiedete ich mich, um – oh je, kurzes Black-out, was wollte ich eigentlich – ach ja, Katzenfutter und Gesichtswasser zu kaufen. Dann zur B-Ebene, zur Verkehrsgesellschaft Frankfurt (VGF), um – wie geplant – eine Wochenkarte zu erstehen. Zuerst erreiche ich – so um 13.30 Uhr – das VGF-Service-Center, Öffnungszeiten von 8 bis 18 Uhr. Ein Gitter versperrt einbruchssicher den Eingang, dann zum VGF-Hausmeister, sein Aufgabenbereich ist mir unklar, jedenfalls lässt er gerade ein Gitter herunter! Fast will ich aufgeben, aber was erblicke ich: VGF-Fahrkarten, geöffnet, mit Warteschlangen. Ich ziehe einen Wartebon (nettes Wort), nach gefühlt einer Ewigkeit teile ich an Schalter 8 meinen Wunsch mit: „eine Wochenkarte nach Idstein bitte.“ „Idstein, wo ist denn das?“ „Frankfurt, Höchst, Hofheim, Niedernhausen, Idstein, am Taunus.“ Diese meiner Meinung nach äußerst präzise Beschreibung der mit Stolz dargelegten Route des Regionalexpresses verhallt jedoch nahezu ungehört, weil für irrelevant erachtet: „Also 62. Isch bin erst seitner Woche hier, habb die Zahle noch net im Kopp.“ „Ihre Brille ist sehr schick“ erwidere ich, in der Gewissheit, dass sich aus diesem Kommentar zu der auffallenden Brille nicht eine längere Schilderung des Lebenswegs der VGF-Mitarbeiterin ergibt. So war es auch. Schließlich lümmelten sich noch etliche Personen mit krampfhaft festgehaltenen Wartebon-Schnipselchen in dem Raum, nur dies: „Soll halt zu de Kleidung (Brille blau – bläuliche VGF-Uniform) basse.“

Nun aber steht mir die unangenehmste Station bevor, Besuch bei der Telekom, jedenfalls dachte ich es so. Wer schon einmal in der Innenstadt bei besagter Telekom war, weiß, wovon ich rede. Man

Der öffentlich-private Personennahverkehr

Schwindelerregende drei Stunden

erhält am Eingang einen rot blinkenden untertassengroßen schwarzen Plastikchip und wird je nach geäußertem Wunsch – Vertragsdschungel ins Erdgeschoss, Technik in den 1. Stock, komplimentiert. Vertrag und ein neues Smartphone (äußerlich ziemlich ansprechend, aber innerlich?) besaß ich bereits seit einer Woche, der Zugang zum Mail-Programm war jedoch verschlossen (wie bei der VGF). Bangen Herzens setze ich mich auf einen kleinen Sessel, natürlich in der Farbe Magenta, einer war noch frei. Es tummelten sich viele Personen in Telekom-Outfits, in Schwarz und natürlich in Magenta, als Mitarbeiter also leicht zu erkennen. „Bestimmt bin ich gleich dran“, so dachte ich. Da stürzte plötzlich ein verwirrt oder wütend erscheinender Herr mit einer ganzen Ladung von Plastiktüten in der Hand. Offensichtlich kannten ihn alle Mitarbeiter. Was er wollte, weiß ich nicht, aber seinen Namen erfuhr ich dennoch, denn alle Mitarbeiter verabschiedeten den Herrn laut lachend mit „Mach’s gut, Holger.“ Die Lautstärke erboste offenbar einen Kunden, der sich ebenso laut bei einem der Mitarbeiter – der steht immer an der Kasse – über die unbotmäßige Art beschwerte. Dieser hinwiederum brüllte zurück, es entstand ein richtiger Tumult, was meine Wartezeit recht abwechslungsreich machte. Nur um mich gekümmert hat sich bis dahin niemand, meine Untertasse blinkte immer noch nicht grün – „das Signal, dass jetzt ein Techniker für Sie bereitsteht“, so der Hinweis am Eingang. Normalerweise bin ich schüchtern und traue mich in solchen Situationen nicht, mich zu beschweren. Dieses Mal aber – auch weil Holger ja unverzüglich bedient worden war – sprach ich einen jungen Mann an: „Sind Sie für die Technik zuständig?“ „Ich bin eigentlich im Verkauf, aber“ und nun der Satz des Tages „ich kann auch Technik.“ Großartig. Auch wenn der „Ich-kann-auch-Technik“-Mitarbeiter dolle Fußschmerzen hatte und mir bedeutete, dass er sitzen und in Bälde zum Orthopäden gehen muss, wurde mein Problem recht zügig gelöst. Ich hoffe, dass das Fußproblem auch bald gelöst wird. Vielleicht gibt es mittlerweile in Wartezimmern auch solche coolen Warte-Untertassen.

Wie fantastisch, dass man nach noch nicht einmal vier Stunden so viel Leben erfahren kann, und das ganz unerwartet.

Erstaunliche Botschaften

Botschaften? Ich weiß, wo der Duden wohnt.

Erstaunliche Botschaften

Botschaften? Ich weiß, wo der Duden wohnt¹

In seiner wunderbaren Schrift zum 100-jährigen Jubiläum der Goethe-Universität, die so ganz anders ist als die üblichen Lobhudeleien, spricht Tilman Allert von Kritzeleien im Kopf. Er meint die vielen Graffiti an den Wänden des 2014 gesprengten AfE-Turms. Nicht immer sind die Informationen an den Wänden aussagekräftig, z.B. bei der Information: „Heute 14.30 VV H6 (Vollversammlung in Hörsaal 6). „Heute“ ist ein sog. deiktischer Ausdruck, der seine Bedeutung erst im aktuellen Äußerungs- und Verstehenskontext erhält. Lese ich also an einem beliebigen Tag um ca. 14.29 das Graffiti, müsste ich mich sputen, um noch rechtzeitig in den angegebenen Hörsaal H6 zu kommen, und dies wiederholte sich jeden Tag, es sei denn, ich ginge immer mit geschlossenen Augen an der fraglichen Wand vorbei! Irgendwie wurde da was vergessen, nämlich das Datum. Überhaupt kann es immer wieder zu Kritzeleien kommen: „Wenn der Spaß dann eintrifft, dann macht’s halt richtig Spaß.“ – und noch ein Beispiel für Moderatoren im TV, hier SAT1 am 23.10.2014 im Frühstücksfernsehen: „Auftritt von Deep Purple in einem alten Amphitheater“. Wo sind die neuen Amphitheater? Die Sprecher wollten doch nicht wirklich eine Tautologie äußern, oder? Auch Thomas Schaaf, der Eintracht-Trainer, beglückt uns mit einer Kritzelei: „Wenn man ein Tor mehr schießt als der Gegner, hat man die Chance zu gewinnen.“ Welche Möglichkeiten gibt es noch? Äußerungen enthalten bekannter Weise viele Bilder und Redewendungen. Was ist aber hier passiert?: „Eintracht gegen Bayern, das ist Mickey Mouse gegen Goliath“ oder im Zusammenhang von zwei Morden durch afghanische Täter im Gericht von Frankfurt Vermutung über deren andere Kultur: „Da gilt Nase um Nase, Ohr um Ohr.“ (Die Bibel muss neu geschrieben werden!). Fernsehen lohnt sich für einen Linguisten. Am 23.10.2014 im Morgenmagazin ZDF oder ARD (das weiß ich nicht mehr) stellt der Moderator die bange Frage: „Wie können wir aufrecht durchs Leben gehen, ohne uns zu verbiegen?“ Und jetzt müsste man leider an

¹ Zitat aus der FAZ vom 24.12.2014. Nach der „Deutschstunde“ mit Anke Engelke (Ladykracher) ist die Reihenfolge nicht ganz in Ordnung. Denn im korrekten Deutsch müsste der Satz so lauten: „Aalder, weiß isch wo wohnt Duden.“ (Schauen Sie mal auf you tube, Sie lachen sich kringelig.)

Erstaunliche Botschaften

Botschaften? Ich weiß, wo der Duden wohnt.

der Sprachkompetenz von Fernsehmoderatoren zweifeln, denn sie haben nahezu alles falsch gemacht mit ihren Äußerungen „uralteste Sachen“, denn genauso wenig, wie es das „Optimalste“ oder das „Wesentlichste“ gibt, kann auch nichts älter als „uralt“ sein. Und wenn schon der Faux-pas, dann doch bitte als „urältester“, verehrte Sprecherin! Irgendwie klappt das mit den Steigerungsformen generell nicht wirklich gut, wie auch diese sehr gerne genommenen Superlative: „meistgesuchtesten“ (SAT1, 8.12.2015) oder „Tom Schilling als gutaussehendster Schauspieler“ mit dem Kommentar des Co-Moderators „bestaussehendster“ (Morgenmagazin vom 27.3.2017). Man müsste daher mal testen, ob Tom Schilling am aussehendsten ist oder am meisten aussieht, so wie ja „am schönsten“ oder „am meisten schön“ sprachkonform ist. Eine andere Weise von Steigerungen findet sich im Kommentar anlässlich der Winterolympiade (ARD, 20.2.20018): „Das Skispringen, das kriminell, fast spannend war.“ Mordfälle sind offensichtlich nicht spannend, das habe ich jetzt gelernt. Wie gut, dass es das öffentlich-rechtliche Fernsehen gibt. Nur Mathematiker dürfen eine höchst frappierende in der Alltagssprache – außer vielleicht bei Moderatoren – nicht zulässige Steigerung bilden, wie ich aus einem Beitrag in der FAZ (11.6.2017, S. 70-71) erfahren durfte: „Nach Georg Cantor ist die Menge der transzendentalen Zahlen (???????) zwischen 0 und 1 aber noch unendlicher“; ein für uns sterbliche Ignoranten normaler Weise unsinniger Komparativ, der aber einen ganz präzisen mathematischen Sinn hat. Der hat sich mir natürlich nicht erschlossen.

Nicht Steigerungen, sondern das Genus klappt auch nicht immer (Hessischer Rundfunk am 22.3.2017):

→ Sprecher 1: Das Parkplatz steht auch nicht Verfügung.

→ Sprecher 2: Das Parkplatz

→ Sprecher 1: Ja, das Parkplatz und der Parkhaus

Wenn man großzügig ist, dann kann man diesen Dialog als Versprecher mit Kommentar werten, dass nämlich Sprecher 1 seinen Versprecher „analysiert“ hat. Denn er suggeriert ja, dass das falsche Genus „das“ vom „Parkhaus“ kommt, sehr fein beobachtet. Jedoch gelingt das nicht immer: „Kontakt zu einem Oma und einer Opa“, nicht kommentiert und auch nicht korrigiert.

Doch auch schriftsprachliche Texte haben manchmal Botschaften, die gar nicht beabsichtigt sein können. Wenn man wie ich ein bestimmtes bedrohliches Alter erreicht hat, liest man „gerne“ in seiner Tageszeitung die Traueranzeigen – aus welchen Gründen auch immer. Oft finden sich da Texte wie „Nach langer, schwerer und mit großer Geduld ertragener Krankheit nehmen wir Abschied von

Erstaunliche Botschaften

Botschaften? Ich weiß, wo der Duden wohnt.

unserem Ehemann, Vater, Opa...Otto Meier“ Die so vermittelte Botschaft ist ja: Die armen Angehörigen sind sehr schlimm krank und der Ehemann, Vater, Opa ist gestorben! Eine noch geheimnisvollere Mitteilung wird dem Leser dieser Traueranzeige überbracht: „Nach einem langen erfüllten Leben nehmen wir Abschied von Karl-Heinz Schmidt“ – eine Mitteilung aus dem Hades?

Eine ebenso witzige Information wurde mir vor einiger Zeit in den Verkehr nachrichten überbracht: „Auf der Autobahn Frankfurt – Köln schneit es in beiden Fahrtrichtungen“, auch hier hat sich der frame „Stau in beiden Fahrtrichtungen“ durchgesetzt.

Offenbar versteht aber jeder das für Traueranzeigen Erwartete und ist nicht so pingelig, wie ich es bin. Linguisten nennen solche Einbettungen in bestimmte fest vorgegebene Muster „frame“-Prozesse. Gut, dass es die gibt, sonst würden die Teilnehmer beim sog. „Trösterich“, vielleicht bei Streuselkuchen und Kaffee, einen Angehörigen fragen. „Wieso ist der Otto eigentlich gestorben und geht es Dir wieder besser?“ Oder: „Ich habe gar nicht gewusst, dass Dein Leben (der Verfasser war 26 Jahre alt) schon so lange und erfüllt war. Hast Du keine Pläne mehr für die Zukunft?“

Und hier sieht man den Trainer mit Krücken humpelnd am Spielfeldrand förmlich vor sich: „Verletzungsbedingt musste der kroatische Trainer den Stürmer austauschen.“ Auch Sommerferien können sich unerwarteter Weise sportlich betätigen, offenbar auf ungeschickte Art: „Die Sommerferien stehen vor den Startlöchern“, dieser wichtige Hinweis wurde den Hörern im Hessischen Rundfunk kurz vor Beginn besagter Ferien im Jahre 2017 gegeben. Zu viel Bilder, das wird gerne schief. Besser wäre doch gewesen: Die Sommerferien stehen kurz bevor oder – wenn’s schon sein muss - stehen in den Startlöchern. Denn wenn sie vor den Startlöchern gestanden hätten, würden sie nicht so bald (zeitnah!) anfangen. Auch Usaine Bolt würde die 100m ziemlich langsam laufen.

Wie man den sprachlichen Mustern auf den Leim gehen kann, illustriert auch folgende Anekdotchen. Für Grußkarten zu diversen Anlässen existieren in unseren Köpfen solch vorgefertigte Rahmen. Zu Weihnachten erhält man Karten mit Formulierungen wie „besinnliche, ruhige, friedvolle Festtage“ und vergleichbaren Schmus, so als ob jeder vor dem 24.12. gehetzt oder kriegslüstern gewesen wäre.² Vorformuliert existiert auch: „Liebe/lieber ..., feiere – hier nach Belieben einsetzbar friedvolle/ruhige/besinnliche Festtage/Weihnachten - im Kreise Deiner Familie.“ Beim folgenden Wortlaut nun ist der Kartenschreiber diesem Muster auf den Leim gegangen. Die Karte richtete sich an eine verwitwete Verwandte namens Elfriede, die sich mit ihrer einzigen Tochter eine Wohnung

² - falls überhaupt noch Karten verschickt werden und keine Esemesse oder Emails mit bunten und oft sehr doofen Google-Bildchen.

Erstaunliche Botschaften

Botschaften? Ich weiß, wo der Duden wohnt.

teilt. Setzen Sie, liebe Leser, in obiges Muster die Grüße ein. Richtig, es hieß: „Liebe Elfriede, feiere besinnliche Weihnachten im Kreise Deiner Tochter.“

Sascha bestellt an einer Pommesbude natürlich Pommes. Die Standardfrage: „Mit Ketchup oder Mayo?“ Und Sascha so³: „Mit Mayo.“ Die irritierende Antwort: „Mayo hammä net.“

Sprachliche Schablonen überall, auch im Radio: „Auf der Autobahn Frankfurt-Köln schneit es in beiden Fahrtrichtungen!

Ebenso belegt die folgende Episode auf bezeichnende Weise, wie hilfreich sprachliche Muster sein können – sie trug sich in den 80er Jahren zu. Beim Verlassen eines Festzelts fragte ein junger Mann das offenbar gerade erst eroberte Mädchen: „Solle mer noch e bissi zu mir gehen, isch habb Kondome un alles?“ Vielleicht gehörte ja auch eine Briefmarkensammlung zu „un alles“, hatte jedoch an Bedeutung verloren, nicht jedoch das sprachliche Schema, das bleibt.

Aber wussten Sie auch, dass das Strafgesetzbuch umgeschrieben werden muss. In der Serie „Notruf Hafenkante“ vom 26.2.2015 wird eine Person beschuldigt wegen Anstiftung zum versuchten Mord. Zwar enthält das Strafgesetzbuch – soweit ich mich an mein gescheitertes Jura-Studium erinnere – im Allgemeinen Teil den Paragraph 43, Versuch. Jedoch kann dies nur für den Täter angewendet werden. Denn jemanden zum Scheitern anzustiften, ist nicht nur juristisch sehr skurril. Und frisch reingekommen in meine „Worst-of“-Sammlung: „In diesem Jahr soll er zwei vereitelte Anschläge geplant haben.“ (ARD, 16.11.2015). Offenbar ist da etwas im Schwange: Es wird in ferner oder gar naher Zukunft, sicher auch mit Hilfe von „Brain Scan“, „Brain Mapping“, Magnetresonanztomographie oder anderen „in das Hirn Hineinblick-Verfahren“, Möglichkeit geben, Scheitern und Vereiteln im Kopf zu lokalisieren, und dann kann man einen neuen Paragraphen aufstellen!

Ach, man könnte bis in alle Ewigkeit solche Kritzeleien notieren. Sie sind höchst merkwürdig, zeigen aber auch, wie großzügig die Hörer/Leser sind, wenn sie sich auf den „unreinen Mist“ (wieder Karl Valentin) einen Reim machen.

³ „und X so“ ist nach heutiger Jugendgrammatik ein vollständiger Satz.

Unglaubliches, Unglaubliches

Meine Freundin Marina T., eine großartige Ärztin und begeisterte Tennisspielerin, berichtete mir vor einiger Zeit von dieser unglaublichen Geschichte*, nämlich von einer Party, die im 2. Stock eines Hauses stattfand und zu der der Gastgeber so eingeladen hatte: „Essen und Trinken, alles da. Bringt aber etwas Altes mit, an dem Euer Herz irgendwie hängt.“ Noch erwähnt werden sollte, dass die Treppe aus Holz war. Nach langen Stunden, ausgefüllt (!) mit wohlschmeckenden Getränken, entschied sich einer der Gäste, mit seinem alten Lieblingsstück, und zwar alten Skiern, die Treppe herunterzu“fahren“! Der durch diese ungewöhnliche Abfahrt entstandene erhebliche Lärm weckte eine Bewohnerin im Erdgeschoss auf, die vor die Tür, also auf die „Piste“ trat und durch den rasenden Skifahrer ziemliche Blessuren davontrug. Ein Krankenwagen wurde gerufen, der die arme Frau in ein Krankenhaus verbrachte. Am nächsten Tag entschloss sich der Skifahrer, wieder bei Sinnen, die Dame im Krankenhaus zu besuchen, um sich nach ihrem Gesundheitszustand zu erkundigen, und vor allem, um sich für sein ungehörliches Verhalten in aller Angemessenheit zu entschuldigen. Er nahm natürlich an, die Patientin sei in der chirurgischen Station gelandet, wo sie jedoch nach Auskunft des Personals nicht zu finden war. Daraufhin fahndete man nach ihr im ganzen Krankenhaus und entdeckte sie in der Liste einer ganz anderen Station: „Ach so, Sie meinen die Patientin, die uns eine ganz unglaubliche Geschichte erzählt hat, sie sei nämlich vor ihrer Wohnungstür von einem die Treppe herunterkommenden Skifahrer überfahren und verletzt worden. Naja, typische Wahnvorstellung. Wir mussten sie daher in die Psychiatrie einweisen.“ Das Missverständnis wurde irgendwie, jedenfalls zu Gunsten der im doppelten Sinn geschädigten Dame aufgelöst. **

Die fälschliche, ja dramatische Einweisung der Patientin in die Psychiatrie könnte jetzt verglichen werden mit abertausenden ähnlichen Fällen, da bin ich naturgemäß kein Experte, kann Ihnen, verehrte Leser, nur den Tipp geben, niemals öffentlich zu bekunden, Sie hören Stimmen. Vor Jahren berichtete ein Wissenschaftsjournalist der ZEIT von einem Selbstversuch. Auch er tat – in der sog. B-Ebene in Frankfurt am Main – kund, dass er Stimmen höre, und schwupp-die-wupp war er in der Psychiatrie! Er probierte, den behandelnden Ärzten zu vermitteln, dass er das Stimmenhören nur vorgetäuscht habe – vergeblich, man glaubte ihm nicht, ja, hielt seine Beteuerung für ein weiteres Symptom seiner psychischen Erkrankung. Es dauerte eine ziemlich lange Zeit, bis er „befreit“ wurde. Auch unsere Patientin hätte ohne die Intervention vermutlich so schnell keine Chance gehabt, den Psychopharmaka zu entkommen. Im Wissenssystem der Psychiater ist die Zuordnung von Vorkommnissen zu Symptomen für ein psychisches Krankheitsbild wohl sehr fest verankert und kann

Erstaunliche Botschaften

Unglaubliches, Unglaubliches

daher schwer aufgebrochen werden. Kontrafaktische Interpretationen sind also in solchen kognitiven Systemen (den vorerwähnten frames) mühelos möglich. Das haben bequeme kognitive Systeme so an sich. Niemand will vorschnell, ja oft auch trotz übermächtiger gegenteiliger Evidenz, feste Überzeugungen aufgeben. Doch nicht immer führt dies zu solch bedrohlichen Konsequenzen, wie in unserer Skifahrergeschichte dargestellt. Auch mein stetiges, jedoch meist fruchtloses Bemühen im Zusammenhang mit Versprechen, meiner Lieblingsdatenklasse, zu argumentieren, dass die Kategorisierung einer sprachlichen Fehlleistung als „Freudscher Versprecher“ nicht haltbar ist (um das Mindeste zu sagen) muss ich aufgeben. Es gibt diese Freudschen Versprecher wirklich nicht, ich kann's nicht lassen! ***

*im doppelten Sinne des Wortes, wie Sie gleich sehen werden

** Doppelt ist auch, wie oben angedeutet, die Bedeutung von „unglaublich“. „Ungláublich“ (also mit dem Akzent auf „glaub“) ist eigentlich nichts weiter als ein Steigerungswort, stärker noch als der Superlativ. Linguisten nennen dies Elativ. „únglaublich“ hingegen meint „nicht zu glauben, nicht überzeugend“, das „un“ ist eine echte Negation. Testen Sie mal, ob es ein vergleichbares Muster für „unmenschlich“ gibt.

***Ob Marina allerdings mit meinen Schlussfolgerungen einverstanden ist, wage ich zu bezweifeln. Sie wird mir sicher ihre Gegenargumente mitteilen!

Laugenbrezeln und Blümchen

„Eine Laugenbrezel und ein Blümchen, bitte. Ach je, was sag ich denn da: Ein Brötchen mit Sonnenblumenkernen.“ „Ich hab Sie schon verstanden“, beruhigt mich die immer gut gelaunte Bäckereifachverkäuferin. Ich hätte meinen Versprecher offenbar gar nicht korrigieren müssen. Auf dem Nachhauseweg sinniere ich darüber, wie sie das geschafft hat. Der Versprecher selbst ist wirklich ziemlich interessant.

Aus der Versprecherforschung wissen wir ja, dass das menschliche Sprachplanungssystem eine ganz mächtige Hirnmaschine ist. Schon während wir das erste Wort äußern, haben wir bereits die folgenden Einheiten in unserem inneren Plan. Normalerweise warten diese Einheiten, bis sie an der Reihe sind. Gelegentlich aber mogeln sie sich zu früh in die Äußerung hinein oder tauschen ihre Plätze, wie etwa bei¹

→Dieser Zug hält an allen Friedhöfen bis Bahn, an allen Bahnhöfen bis Friedberg

→Dann lässt die Nachmerk, äh, die Aufmerksamkeit nach

→Da waren sie Playmoy, Playmate im Playboy

→Heute trifft sich der Weltathletikleichtverband, äh, Leichtathletikweltverband

Und ganz allerliebste ist dieser Versprecher:

→Wer den goldenen Alu, äh, Bären auf der Berlinale gewinnt, ist noch unklar

Was hier im Kopf des Sprechers vorgegangen ist, bleibt schleierhaft. Aber man muss ja nicht alles wissen!

Manchmal werden Versprecher bemerkt, aber nicht durch den passenden Ausdruck ersetzt, sondern kommentiert:

→Crêpe mit Zimt und Zicken, was hab ich denn jetzt gesagt? (Klar, Zucker)

Versprecher werden jedoch nicht immer korrigiert:

¹ Alle Versprecher stammen aus meiner Versprechersammlung

Erstaunliche Botschaften

Laugenbrezeln und Blümchen

→ Gut Dill will Weile haben (gut Ding...)

→ Abstufend möchte ich noch sagen: welche Rolle spielt die Einstufung? (abschließend)

→ Weihnachtsstimmung (Weihnachtsstimmung)

→ splitternaserfackt ← splitterfasernackt

→ Trickbetriebe ← Trickbetrüger/Trickdiebe (von VW war dabei nicht die Rede, würde aber gut passen)

Und manchmal gibt es auch „vermeintliche“ Korrekturen:

→ Hapeling, Hape Kerke (Hape Kerkeling)

Der Hörer wird schon wissen, wo „-ling“ hingehört. Offenbar findet das Sprachplanungssystem des Sprechers, alles geliefert zu haben, das „-ling“ ist ja da!

Und auf den Leim gegangen ist hier der Sprecher A (ich war's übrigens):

→ A: Das Bier hat ja nicht so viele Prozente.

Und nun der Schlauere von den Dialogpartnern

B: Das sind doch Promille

Dieser Hinweis ist jedoch dem Sprachcomputer von A nicht ganz geheuer

A: Ne, Prozelle

Mein „Blümchen“ war auch eine Antizipation, allerdings eine recht komplizierte. Denn anders als bei den vorgenannten Versprechern wartet ja kein „Blümchen“ ungeduldig und drängelt sich unberechtigter Weise nach vorne, sondern „Blume(n)“. Die aber kann nicht unverändert bleiben, sondern passt sich an das eigentlich zu äuernde „Brötchen“ an. „Brötchen“ ist nämlich eine Verkleinerungsform von „Brot“, also wird „Blume“ zu „Blümchen“ – eine fantastische Anpassung an das System des Deutschen, denn es wird nicht nur das Verkleinerungselement (Linguisten nennen es Suffix) an „Blum-“, angefügt, sondern auch eine richtig gelungene kleine „Blume“, eine mit dem Umlaut „ü“ produziert. Ein Hoch auf unser Sprachplanungssystem!

Erstaunliche Botschaften

Laugenbrezeln und Blümchen

Wieso – jetzt bin ich fast zu Hause – hat die nette Verkäuferin mich also verstanden und nicht in das nächstgelegene Blumengeschäft geschickt? Naja, sie kann halt Deutsch, kennt dessen Wortbildungsregeln und hat deswegen meinen Versprecher unbewusst korrigiert. Gelächelt hat sie natürlich dennoch.

Es war aber nicht diese geniale Bäckereifachverkäuferin, die in den folgenden Dialog verwickelt war:

Kunde: „Ein Brezel“. Verkäuferin: „Gerne, einen Brezel.“ Und das hat nichts mit dem reizenden Frankfurterischen zu tun, denn die Bestellung wäre vielleicht so abgelaufen: „Isch hätt gänn e (eine) Bräzzel.“ „Hier bitte Ihne Ihr (ihre) Bräzzel.“ Perfekt!

Noch und nöcher

In der FAZ vom 30. September 2015 berichtet Steffen Gnam von einer Studie zum „Sprachgebrauch des Alterns in Deutschland und in Japan“. Es sieht nur so aus, als ob sich sprachlich einiges zum Besseren gewendet hätte. Denn die Bundesbahn würde wohl heute den reduzierten Tarif für ältere Personen nicht mehr wie noch 1983 als „Runzelrabatt“ bezeichnen. Ganz anders soll es in Japan sprachlich zugehen, wenn z.B. mit „silver seats“ Plätze benannt werden, die für ältere Personen reserviert sind. Das hört sich noch ganz charmant an, zumal die derzeit angesagte Haarfarbe „omagrau“ ist. Aber unter der höflichen japanischen Oberfläche lugern eben auch Ausdrücke wie „Kakerlakenchef“ (pensionierter Ehemann) oder „Tantenbataillon“ (reiselustige Rentnerinnen) und Gemeineres.

Deutsche Versicherungen verwenden in ihren Statuten den Ausdruck „Restlebenszeit“. Und hinter dem versteckt sich das vermeintlich unschuldige, in Wirklichkeit hingegen hinterhältige „noch“. Vor einigen Jahren nach einer Sitzung an der Universität fragten mich einige meiner Kollegen, ob wir noch (1) zusammen einen trinken gehen wollen. Ich lehnte ab, weil ich zum Sport wollte, und zwar zum Step-Unterricht. Diese Absage wurde von einem Kollegen so kommentiert: „Kannst Du nicht wie wir allmählich verfetten, faul und grau werden?“ Das habe ich bisher kaum geschafft, aber dennoch werde ich jetzt mit Fragen bombardiert, die ins Mark gehen: „Unterrichst Du noch (2), spielst Du immer noch (2) Tennis, machst Du immer noch Step-Aerobic?“ usw. usw. Noch (1) bedeutet offenkundig etwas anderes als noch (2). Noch (1) drückt so etwas aus wie „für den Rest des Tages“, ist aber neutral, so wie „Hast Du noch ein Bier“ oder „Sollen wir später noch ins Kino gehen“. Etwas ist also übrig, Zeit oder Bier, mit Sprudel geht das natürlich auch! Nicht so „noch (2)“. Vielleicht meint es auch „für den Rest Deines Lebens“, aber so neutral sind viele Zeitgenossen nicht. Sie meinen nämlich eigentlich etwas Hinterhältiges, und da kann ich ihr Mentalesisch erspüren: „Die ist ja schon reichlich alt, das sieht man deutlich, auch wenn sie sich noch so jugendlich anzieht, viel bringt das doch nicht mehr, lange wird sie's nicht mehr machen.“ Und dann purzelt es aus ihnen heraus: „Ziehst Du noch immer so bunte Sneakers an?“ Mit diesem „noch(2)“ schwingt etwas Gruseliges mit, Linguisten nennen das übrigens Konnotation. Was also soll ich auf solche „noch (2)“-Fragen antworten? Ich erschrecke, gedemütigt, und dennoch kaufe ich mir „noch(1)“ ein Paar geblümete Leinenschuhe! „Wir wollen auch im Alter schön aussauen, was sag ich denn, ausschauen, äh, aussehen.“

Komm in meine Welt

Mit meinem Fahrrad stehe ich wartend an einer Ampel in Schwanheim. Hinter mir die weinerliche Stimme einer älteren Dame: „Wenn mein Kall noch lebe tät, der hätt des sisch net gefalle lasse.“ Ich drehe mich um. Unverzüglich deutet die Dame auf ihren mit einigen Lebensmitteln gefüllten Fahrradkorb: „Des soll 10 Makk gekostet habbe. Da is de Salat, die Schockelad ausm Sonderangebot, des Vanillepulver un e paar Äbbel, des sin doch kei 10 Makk!“ „Ja, das ist wirklich teuer“, erwidere ich (nicht ahnend, was in Kürze kommen wird), ohne wirklich ausgerechnet zu haben, wieviel die Waren gekostet haben. Ich spüre jedoch den Wunsch meiner Unbekannten nach Unterhaltung, begleite sie daher ein Stück eines gemeinsamen Weges, mein Fahrrad ebenso wie sie schiebend. Sie erzählte mir vom Kall, und das führte mich wie von Geisterhand zu dem Haus ihrer Wohnung, 2. Stock, Küche, Kaffee und ein Stück Kuchen, mit vielen Fotos zu einer Reise in ihre Vergangenheit und in eine einsame Gegenwart.

Perücke und der Roberto

Nun berichte ich von einer Gegebenheit, die in doppelter Hinsicht eine „und-zwar“-Geschichte ist. Als ich eines Tages mit meinem Hundchen spazieren gehe, kommt mir eine Frau, ebenfalls mit Hund, entgegen. Völlig unvermittelt bleibt sie stehen, reißt sich ihre Perücke vom Kopf, zeigt auf ihre eigenen Haare und klagt : „Saache Se doch emal selbst: Mit dem fusselisch Haar kann isch doch dem Robäddo net gescheübbertrede!“ und beschließt, mit mir zusammen weiter zu laufen. Ich bin perplex. So viel von einer Unbekannten von mir! Denn nach allem, was uns von sog. Diskurslinguisten als wohlgeformten Dialogbeginn nahegelegt wird, ist hier etwas schief gelaufen. Denn es gab keine Eröffnungsformel, etwa derart: „Ach, das ist ja ein netter Hund, Sie gehen wohl auch spazieren, sollen wir ein Stück zusammen laufen?“ Das wäre ein Minischritt gewesen, für das Vertrauen, das ich aber offenbar schon vorher geschenkt bekommen habe. Im Laufe des Spaziergangs hätte sich der Kontext entwickeln können, der jedoch anscheinend schon von Anbeginn in Mentalesisch vorhanden war. Ich hätte dann vielleicht auch etwas über **einen** Roberto erfahren, dass er nämlich Kellner in einer Pizzeria ist, mit dem sich die Dame für den Abend verabredet hat. Dann hätte Roberto erst den bestimmten Artikel erhalten können – ich weiß, korrekter Weise kriegen Eigennamen keinen Artikel, doch in Frankfurt ist das eben anders. Ob die besagten Linguisten wirklich mit ihren Analysen Recht haben? In gewisser Weise schon. Schließlich können Sie erklären, warum ich so baff war. Aber können sie auch erklären, wieviel Mentalesisch in den Köpfen der Sprecher bleibt?

Die Farbe Rosa

Nach meinem Unterricht an der Hochschule Fresenius in Idstein trete ich in eine kleine Imbissstube am Bahnhof ein. „Das gibt’s doch nicht, so was Schickes, das hat Idstein noch nie gesehen.“ Ich drehe mich um und halte Ausschau nach der schicken Person. „Alles in Rosa, sensationell, oder was meint Ihr?“ fragt der recht kleine ältere Herr mit einem Kurzmantel und einem Hütchen, die man auch gerne im Fonds von Autos neben den Klorollen findet, mit Blick zu den anderen dem Alkohol wohl nicht abgeneigten Gästen. „Der meint mich!“ Tatsächlich trug ich eine rosafarbene Mütze und eine Jacke in derselben Farbe. „Oh, vielen Dank für das Kompliment“ und zum Wirt „Einen Kaffee bitte.“ Ich will den Kaffee nach draußen tragen – muss unbedingt eine rauchen. „Gnädige Frau, darf ich Ihnen die Tasse tragen?“ „Danke, sehr nett von Ihnen.“ Für mich war nun eigentlich der reizende Zwischenfall erledigt, nicht aber für den Liebhaber der Farbe Rosa. Nach einigem Geplänkel, einschließlich der Frage nach meinem Beruf, die ich halbwegs wahrheitsgemäß beantworte, frage ich meinerseits den wie erwähnt adrett aussehenden Herrn nach seinem Beruf. Seine wie im wahrsten Sinn des Worts aus der Pistole geschossene Antwort: „Ich war Terrorist.“ Hätte ich nicht gestanden, sondern gesessen, wäre ich sicherlich vom Stuhl geplumpst. Immer diese unerwarteten Botschaften! „Ich habe diese Aktivitäten damals, also zu Zeiten der RAF, für einen Skandal, das Letzte, völlig unbegründet gehalten.“ lautet mein Kommentar. „In allen Revolutionen“, so die Belehrung des Herrenhütchens, „fallen Köpfe.“ Gut, dass ich eine Mütze auf dem Kopf hatte und der Zug kam. Wie man sich doch täuschen kann.

Disc-Jockeys und Fans

Im Gegensatz zu den heutigen DJs und D-Janes, die weit entfernt vom Publikum und hoch erhöht auf einem Podest, gelegentlich in Fußballstadien (!) „auflegen“, hatten Disc-Jockeys in meiner Jugend noch (!) Kontakt zu den Disco- und Partybesuchern. Sie waren nämlich bereit, den Musikwünschen der Gäste nachzukommen – und wenn dies in die Sammlung der Songs hineinpasste – den Song auch unverzüglich zu spielen, die Platte aufzulegen. Übrigens: damals verwendete man das Verb „auflegen“ noch (!) mit dem grammatisch erforderlichen Akkusativobjekt. Das heutige Auflegen hat nun gar keinen Kontakt mehr zu den Songs – wenn es jenseits von digitalen Rhythmen überhaupt solche noch gibt. Und in diesen grammatisch wohlgeformten Zeiten trug sich folgende Episode zu, die mir mein lieber Freund Heinz-Günther Heygen, ein großartiger Disc-Jockey, erzählte. Jeden Samstag legte er in einer Disco in Frankfurt Platten¹ auf. Mit großer Regelmäßigkeit stürmte ein Besucher den Disc-Jockey-Pult, Rudi nenne ich ihn mal: „Heinzi, spielsde emal die Stones.“ Später: „Heinzi, isch habb hier die neust Platt von de Stones, die musste spiele!“ Solche Bitten zogen sich über Wochen und Monate hin, bis eines Tages dies geschah: „Heinzi, die Stones sin nemmer mei Fans!“ Welches Drama mag sich im Leben von Rudi zugetragen haben? Und ob die Stones davon wissen? Jedenfalls hat Rudi in unserer Erinnerung Berühmtheit erlangt. Oder war seine Äußerung nicht doch ein Fehler, weil er die Beziehung zwischen ihm und den Stones umgedreht hat –Linguisten würden das als Reversibilität bezeichnen, sie sind halt schlau. Reversibilität meint, dass zwei Aktanten in einem Satz Subjekt oder Objekt sein können, wie z.B. bei „Hanna liebt Kevin/Kevin liebt Hanna“. Und wenn man den Aussagen von unseren Popstars Glauben schenken will, dann lieben sie ihre Fans, sind Fans von ihren Fans. Ergo ist bei „die Stones sin nemmer mäi Fans“ alles in Ordnung. Disc-Jockeys waren ja früher auch Fans ihres Publikums. Sie haben mit genauem Blick beobachtet, wenn die Tanzfläche sich plötzlich leerte, diese Signale perfekt erkannt: dann legten sie andere Platten auf als die, die sie eigentlich spielen wollten. Nicht sofort, sondern mit geschmeidigen Übergängen. Und klar doch: Die Stones sind ebenso Fans ihres Publikums, orientieren sich an den Stimmungen und orientieren sich an den Zuhörern, auch wenn dies nicht immer gelingen mag. Und das wollte Rudi doch ausdrücken: Die neuen Stücke wurden ihm nicht gerecht.

¹ Sie werden gleich erfahren, warum „Frankfurt“ hier die vollständige Ortsangabe ist, man also den Zusatz „am Main“ nicht benötigt. Und Platten gab es damals noch, die haben aber auch ein Revival.

Erstaunliche Botschaften

Disc-Jockeys und Fans

So kann der Akkusativ, der früher da war und jetzt verschwunden ist, mehr transportieren als bloß ein sprachliches Phänomen. Und der vermeintliche Reversibilitätsfehler ist gar keiner und zeigt, dass Rudi und die Stones gleichwertig und eng miteinander verwoben sind: Erst war Rudi Fans von de Stones, und jetzt sind halt die Stones nemmer sãi Fans.

Erstaunliche Botschaften

Ein neuer Beruf- aus Tierliebe

Ein neuer Beruf – aus Tierliebe

Eine liebe Freundin aus der Schweiz, Zoe Waldenmeyer, Linguistin und Marketing-Dozentin, hat mir gerade noch diese Geschichte geschickt, die ich nahezu wortwörtlich wiedergebe. „Im Herbst unterrichte ich die 1. Semestler auf Englisch im internationalen Studiengang. Da lasse ich sie in der ersten Woche immer einander vorstellen, also jeder unterhält sich 10 Minuten mit seinem Nachbarn und stellt diesen dann vor, inklusive einer lustigen Begebenheit. In Lissabon gab es einen Studenten aus Amsterdam, der im Zoo von Amsterdam arbeitet. Der Zoo liegt in der An- und Abflugschneise des Flughafens. Der Amsterdamer Zoo beherbergt auch Pinguine, sehr neugierige Tiere. Wenn nun ein Flugzeug über den Zoo fliegt, schauen die Pinguine ihm gern nach, und um es nicht aus den Augen zu verlieren, kippen sie immer weiter nach hinten, bis sie das Gleichgewicht nicht mehr halten können und auf den Rücken fallen. Dort wedeln sie dann hilflos auf dem Eis und können nicht mehr aufstehen. Jetzt kommt der Student zum Einsatz, dessen Aufgabe es ist, den umgefallenen Pinguinen zu Hilfe zu eilen und sie wieder aufzustellen.“

Gefragt, welchen Beruf dieser Student habe, antwortete er:

„Pinguinaufsteller“!

Erstaunliche Botschaften

Verzeihen Sie bitte: Ihr Bild hängt schief!

Verzeihen Sie bitte: Ihr Bild hängt schief! Oder „Wie soll ich wissen, was ich gedacht habe, bevor ich gehört habe, was ich gesagt habe“

In der sehr interessanten Sendung der ARD „Planet Wissen“ ging es am 30.9.2015 (ARDalpha, wohl eine Wiederholung) um Neurodermitis. Der Moderator schwang sich zu einer äußerst blumigen Formulierung auf, jedoch wurde diese zu sprachlichem Unkraut: „Sie (die Neurodermitiker) haben eine Achillesferse an der Haut.“ X ist seine Achillesferse“ ist ja ein Bild, eine Metapher für eine Schwachstelle im Körper eines Menschen. Aber an der Haut eine Achillesferse zu haben, zeichnet ein Bild eines Menschen, das vielleicht Picasso hätte malen können, aber die Formulierung führt dazu, dass einiges verrutscht ist. Hierzu passt auch die folgende Information, die ich neulich von einem Handwerker erhielt: „Da gibt es so Glasfenster, die gibt es gar nicht mehr.“ Wo sind die bloß geblieben, haben sie sich etwa versteckt, denn irgendwo müssen sie ja noch sein?

Das fragt man sich auch bei dieser Verkehrsmeldung im Hessischen Rundfunk am 21.11.2015: „Vorsicht, ein falsch fahrender Geisterfahrer.“ Wie soll die Polizei es schaffen, diesen Fahrer aus Abertausenden von „Richtigfahrern“ herauszupicken. Denn ein falsch fahrender Geisterfahrer fährt ja auf der richtigen Seite der Autobahn. Ob er sich wohl ärgert, in der Masse der Autofahrer unterzugehen? Gefragt bei einem geschätzten Kollegen (Ulrich Schade) nach einer Lösung: „Ganz einfach: die Polizei lenkt den Verkehr um.“ Und hier hat der Sprecher sich korrigiert: „Unfall mit einem Verletzten und einem toten Auto, toten LKW-Fahrer.“, hätte er vielleicht gar nicht müssen, wir hätten ihn auch mit dem Versprecher verstanden, mal abgesehen von den Auto-Freaks, die der Tod des Autos bestimmt sehr mitgenommen hätte.

Um sehr eigentümliche Getränke handelt es sich bei der folgenden „Information“ in SAT1 am 26.1.2016: „Er trinkt gerne mal ein Schlückchen Alkohol und ein paar andere Substanzen.“ Philosophisch gedeutet ist diese Äußerung angemessen. Schließlich unterscheidet Descartes zwei Substanzen, eine geistige und eine materielle. Zu den materiellen Substanzen gehören natürlich alle körperlichen, also materiellen Dinge, Wasser, Getränke und auch feste Drogen. Ob Descartes jedoch dem obigen Satz zugestimmt hätte, dass nämlich etwas Festes getrunken werden kann, ist zweifelhaft. Denn auch Descartes hat im Alltag seine Sprache sinnvoll verwendet und nicht gesagt: „Il boît d'alcohol et des drogues.“

Über Erstaunliches informierte die ARD am 17.11.2015: „In Aachen wurden gestern vier mutmaßliche Menschen verhaftet.“ Jetzt muss wohl im Verhör geklärt werden, ob es sich bei den Verhafteten

Erstaunliche Botschaften

Verzeihen Sie bitte: Ihr Bild hängt schief!

vielleicht um Koalas, Zebrafinken oder Luchse handelte, alle ziemlich schlau, sie werden nichts zugeben, wie könnten sie auch? Deswegen wird die Staatsanwaltschaft sie wieder frei lassen müssen, im Zweifel für den Angeklagten.

Und ebenso informativ ist die Bewertung von Ed Sheeran, der mit den zärtlichen Liedern, den labberigen T-Shirts und den strubbeligen Haaren. Was also sagt uns diese Erscheinung? Ein HR-Moderator klärt uns am 19.12.2015 auf: „echte Authentizität.“ OK, verstanden: richtige, dolle, coole echte Echtheit. Demgegenüber ist „Sie sind wenigstens identisch“ (statt „authentisch“) bloß ein Versprecher, weil beide Ausdrücke bedeutungsähnlich sind.

Zu viel des Guten kommentierte ein Moderator in Morgenmagazin am 14.12.2015 das geplante Schälen einer Apfelsine des Ko-Moderators: „Deine Hände sind noch ohne Belastung, denn Du hast heute Morgen noch keine Orange geschält.“ Abgesehen davon, dass man Bemerkungen über Orangenschälen eher nicht in Nachrichtensendungen des öffentlichen Fernsehens erwarten würde, ist auch die „Belastung“ eigentlich abwegig, es sei denn, die Orange wäre in Fukushima oder Tschernobyl geerntet worden.

Bei allen sportlichen Wettbewerben gibt es nach Meinung der Experten Favoriten. Nun scheint spätestens nach der Fußballeuropameisterschaft eine solche Einschätzung nicht mehr zu genügen, denn es finden sich mittlerweile im Bewerberkreis auch Geheimfavoriten, Hauptfavoriten und sogar absolute Top-Favoriten! Was jedoch an den sog. Geheimfavoriten geheim ist, bleibt schleierhaft, offenbar sind sie schnell von der NSA entdeckt worden und müssen unverzüglich durch andere Geheimfavoriten ersetzt werden, und wie das dann weitergeht, weiß man ja. Wann der letzte Geheimfavorit entdeckt wird, ist klar. Hingegen findet die NSA keinen absoluten Top-Favoriten und auch keinen Hauptfavoriten, weil sie nicht versteht, was einen Favoriten von einem absoluten Top-Favoriten oder einem Hauptfavoriten unterscheidet. Sollte die NSA etwa so schlau sein und wissen, dass es zwar sog. Elative, also Steigerungen über den Superlativ hinaus gibt, wenn man z.B. „mords klug“ sagt? Jedoch handelt es sich bei Haupt- und absoluten Top-Favoriten nicht um Elative, sondern um solche misslungenen Bildungen wie das Optimalste. Und was passiert, wenn eine ganz andere Mannschaft die Meisterschaft gewinnt. Pech für die „Experten“, aber gut für unseren Wortschatz. Ob man diesen allerdings über Gebühr beanspruchen muss wie ein Moderator von Sport1 am 21.2.2016 in „Wenn Du jetzt hingehst und den Spieler fragst...“, bleibt unverständlich, schließlich stand der Spieler neben ihm, ein „Wenn Du jetzt den Spieler fragst“ hätte eigentlich genügt.

Erstaunliche Botschaften

Verzeihen Sie bitte: Ihr Bild hängt schief!

Nicht immer gelingt das blumige Sprechen. Eine im Fernsehen interviewte Person beschrieb ihre Aktivitäten so: „Ich hab das eigenhändig in die Hand genommen.“ Sie wollte wohl sagen: „Ich hab das selbst in die Hand genommen.“ Oder „Ich hab das Problem eigenhändig gelöst.“ Anders jedoch als die an die Haut verlegte Achillesferse handelt es sich hier wohl um einen Versprecher. Zwei Redewendungen werden zu einer neuen, allerdings nicht korrekten, zusammengebastelt. Linguisten nennen sie Kontaminationen. Sie passieren häufig jenen Sprechern, die sich gerne in Bildern ausdrücken wollen, aber vor lauter Begeisterung über ihren reichhaltigen Sprachschatz verwursteln sie beide Formulierungsmuster zu einem neuen. So kommentierte in einer Sitzung des Promotionsausschusses der Universität Frankfurt/Main ein sehr gebildetes Kommissionsmitglied eine verfahrenere Situation wie folgt: „Damit wir noch ein paar ungelegte Leichen im Keller haben.“ Sie, verehrte Leser, können gerne herausfinden, was sich hinter dieser Kontamination verbirgt. Das Lesen ist schließlich kein Ponyhof, e bissi muss mer sisch schon ästreng, gell.

In den Fängen der „politischen Korrektheit“

Nach Bekanntwerden der Ergebnisse der Wahl im letzten September trat Andrea Nahles vor die Mikrofone, um ihre zukünftige Oppositionstätigkeit zu charakterisieren: „Die kriegen eins auf die Fresse“ (so oder so ähnlich äußerte sie sich). Und der Außenminister Siegmund Gabriel ließ, nachdem Martin Schulz seinen Anspruch auf den Posten des Außenministers kundgetan hatte, durch den Mund seiner Tochter verlautbaren (wieder so oder so ähnlich): „Papa sei froh, dass Du den Mann mit den Haaren im Gesicht nicht mehr sehen musst.“ Beides fand ich politisch inkorrekt. Aber offenbar viel schlimmer sind die nun folgenden „Wortspielereien.“

Früher konnte man an den wunderbaren Frankfurter Büdchen Negerküsse einzeln kaufen und musste nicht – wie heute – eine ganze Packung mit zehn Stück erstehen. Und da die meisten – so auch ich – nicht widerstehen konnten, aßen sie häufig mehr als zwei davon, worauf es ihnen – so auch mir – regelmäßig übel wurde. Das aber ist jetzt nicht so wichtig. Zwar kauft man immer noch diese schwarzen Schnuckelchen, aber sie heißen seit einiger Zeit Schokoküsse, denn der Ausdruck „Neger“ wurde irgendwann verbannt, weil politisch unangemessen. Als die Diskussion um dieses ach so wesentliche Thema damals aufkam und sich noch kein neuer korrekter Ausdruck gefunden hatte, ging ich zu meinem Büdchen des Vertrauens (die „Dinger“ waren stets frisch) und bestellte zwei afro-amerikanische Schaumspeisen, sensationell politisch korrekt! „Des führn mer net, was solln des söi?“ „Halt ein politisch korrekter Negerkuss“, war meine Antwort. Es folgten Lachen, Prusten, und „Des is Klasse“, vor allem von den häufig an den Büdchen sich versammelnden Männern mit Bierchen, meist die allgemeine weltpolitische Lage erörternd, aber immer sehr höflich. Die Hysterie mit den Wörtern trieb nicht nur damals Blüten. So wurde das „Zigeunerschnitzel“ von Speisekarten verbannt, nicht aber das „Jägerschnitzel“. Jäger könnten sich auch diskriminiert fühlen, zumal sie eine Tätigkeit ausüben, die von vielen Leuten nicht geschätzt wird, sie ermorden Tiere, oft ohne Grund und allzu häufig aus Lust am Töten. Soweit ich weiß, haben sie sich bislang nicht beschwert. Es ist halt so eine Sache mit Wörtern und dem, worauf sie sich beziehen. Interessant mag hier das Schicksal der Wörter sein, die hörgeschädigte Menschen bezeichnen: taubstumm – taub – gehörlos – hörgeschädigt – taub. Mit „taubstumm“ bezeichnet man Menschen, die nicht hören und sprechen, trifft also auf gehörlose Personen nicht zu, alle können irgendwie sprechen, auf Grund des schrecklichen Schuldrills, den sie erleiden mussten und z.T. noch erleiden. „Taub“ wurde lange Zeit als diskriminierend empfunden, weil es irgendwie mit „doof“ verknüpft wurde (eine taube Nuss). Die Niederländer scheint das nicht zu irritieren, denn dort nennt man gehörlose Personen die „doven“. Dann verwendete man „gehörlos“ oder allgemeiner „hörgeschädigt“. Seit einiger Zeit jedoch soll

Erstaunliche Botschaften

Politische Korrektheit

„taub“ benutzt werden (!). Betroffene Personen nach dem Grund gefragt, dann wird auf die deutsche Sprache verwiesen, schließlich hieße es ja auch nicht „sehlos“, sondern „blind“, folglich ist „taub“ nicht mehr politisch inkorrekt. Wow. Dass sich so witzige Mehrdeutigkeiten ergeben, wenn von der „Taubengemeinschaft“ gesprochen wird, ist dabei unerheblich, denn die Gebärde für „taub“ sieht ganz anders aus als die Gebärde für „Taube“. Eine ganz schwierige Situation, weil mit dem Deutschen für „taub“ (wegen „blind“) argumentiert wird, ist das Teekesselchen „Taubengemeinschaft“ nicht von Belang, weil eben die Gebärden anders aussehen.

Jetzt kommt es aber dicke. Der lange, holprige, jedoch misslungene Weg vom „Studenten“, „dem Studenten“ und „der Studentin“ bis zu „den Studierenden“. Die Veränderung von nur „der Student“ zu „der Student, die Studentin“ führte zu einer massiven Aufblähung z.B. von akademischen Prüfungsordnungen, mit denen ich während meiner universitären Tätigkeit allzu oft befasst war. Da wurde aus „der Student, die Studentin, kann seine, ihre Meldung zu seiner, ihrer Magisterprüfung dann vornehmen, wenn er, sie, alle Scheine, die für sein, ihr erfolgreiches Studium gefordert werden, dem Prüfungsamt vorlegen. Eine Thema für seine, ihre Magisterhausarbeit bespricht er, sie mit seinem, ihrem Hochschullehrer, seiner, ihrer Hochschullehrerin.“ Schon der Begründer der modernen Sprachwissenschaft, Ferdinand de Saussure, hat gezeigt, dass eine Sprache zwei Gliederungsebenen hat, eine syntagmatische und eine paradigmatische. Um einen Satz zu konstruieren, wählen Sprecher aus dem Paradigma (dem Lexikon) jeweils einen (!) passenden Ausdruck aus und verknüpfen alle ausgewählten passenden Ausdrücke regelkonform zu einem syntaktischen Gebilde. Dieses Gliederungssystem sieht nicht vor, dass wir zwei Ausdrücke pro syntaktischer Position auswählen. Wir würden doch auch nicht sagen: „Der Fahrstuhl, Lift, Aufzug ist kaputt.“ Naja, Argumente dieser Art haben die Feministinnen nicht überzeugt. Sie führten nämlich ins Feld, dass auch die Form „Studentin“ diskriminierend sei, weil mit dem Hinzufügen von „in“ Frauen nur Anhängsel der Männer seien. Es war wirklich so, auch wenn man es nicht glauben kann. Kurzzeitig kursierte der Vorschlag, diese entsetzliche Diskriminierung zu überwinden, indem statt „Student“ und „Studentin“ „das Student“ benutzt werden soll. Auch hier erübrigt sich ein Kommentar. Dann erschien plötzlich die Lösung: man nehme das Wort „Studierende“, alle waren zufrieden, außer mir (und sicher noch einige andere). Was bedeutet eigentlich „Studierend“? Jemand, der gerade „am Studieren ist“ (um es mit Jürgen von der Manger zu formulieren), also gerade ein Buch liest oder sich auf eine Referat (natürlich als Power-Point-Präsentation, das versteht sich ja von selbst) vorbereitet. Gemeint soll jedoch der Status dieser Personen sein, aber das klappt nicht. Und nun stelle man sich vor, was mit „Studierendensekretariat“ bezeichnet wird. Eigentlich handelt es sich um jene Stelle, an der die Studenten diverse Auskünfte von einem nicht-studierenden Personal erhalten können, und nicht einen Raum, in dem mehrere Studenten ihre Studien durchführen, jedenfalls ist mir so ein Büro an

Erstaunliche Botschaften

Politische Korrektheit

der Universität nicht untergekommen. Auch die mit „im Bus saßen viele Studierende“ verbundene Vorstellung von Personen, die gerade ein Referat vorbereiten, ist niedlich. Und noch irritierender ist die Vorstellung von zwei im Bus sitzenden Lehrenden und einigen Studierenden. Zunächst müssen die Studierenden aufgeteilt werden: Gruppe eins nach hinten, Gruppe zwei nach vorne. Und dann kann der Unterricht beginnen. In der Mitte des Busses befinden sich die Normalos, sorry, Normalos und Normalas, von denen einige dem vorderen und die anderen dem hinteren Unterricht folgen oder alles auf ihr Smartphone speichern. Die Wissenschaft soll sich ja der Gesellschaft öffnen! Ein Facebook-Freund schrieb mir zum Thema „Studierende“, er lese das Wort als „Studier-Ende“, und außerdem sei er ziemlich froh, dass er zu Zeiten seiner Studienzeit Student gewesen sei. Das geht mir ebenso. Ich konnte mich in einem Konzert von den Rolling Stones zwischen all die anderen Besucher (Besuchende) quetschen und musste dabei, weil ja noch Student, keine Hausarbeit vorbereiten, mit den Karteikarten, auf denen wichtige Stichwörter standen (die Älteren werden sich daran erinnern). Wie entspannend. In einem Urteil des BGH (!) vom März 2018, wird die Zurückweisung der Klage einer Frau – sie fühlte sich von „Kunde“ in Bankformularen diskriminiert, in denen nur die männliche Form verwendet wird. Das Argument des BGH weist auf eine linguistische Analyse der Strukturierung menschlicher Sprachen hin: Es gibt Paare, von denen eines der allgemeinere und das andere der spezifische ist. Wenn z.B. jemand sagt, er habe einen Arzttermin, dann kann der aufgesuchte Arzt eine Frau sein. Sollten die ewig an der Sprache herumquengelnden Frauen nicht eigentlich stolz sein, dass sie so etwas Besonderes sind? Im Grunde ist dieses Nörgeln nur lächerlich.

Die politische Korrektheit treibt viele Blüten: bemüht, alles politisch richtig zu machen, hört man häufiger „Liebe Zuschauer und Zuschauer“ von Fernsehmoderatoren oder „Liebe Bürger und Bürger“ bei Reden von politisch verantwortlichen (!) Rednern. Und nun zum Abschluss der politisch korrekte Versprecher, den ich vor kurzem gehört und natürlich notiert habe: „Ihre Stellvertreterung“ (entstanden aus einer Kombination von „Stellvertreterin“ und „Stellvertretung“ – glücklicher Weise haben beide Wörter das feminine Genus). Oh je, darf man denn das Wort „Feministinnen“ überhaupt verwenden. Sind Sie nicht auch ein Anhängsel von „Feminist“? Das geht natürlich gar nicht, ich aber habe die Lösung: „die Feminisierenden“.

Ich dachte, alles sei nun genügend ins Lächerliche gezogen, aber ich wurde vor kurzem eines Besseren belehrt, als mir nämlich dieses Foto von einem Whistle-Blower zugespielt wurde:

Hinter dieser Tür ist
Eine Toilette nur für
Dozenten und Dozentinnen
Schüler, Schülerinnen
Studierende und Studierendinnen
BITTE die Toilette nebenan oder im
Haus E/EG oder 1.OG benutzen.
Danke

Da ich manchmal bei Facebook zu Hause bin, sollten meine Follower das Bild auch sehen. Die Reaktionen darauf waren ausnehmend witzig (übrigens hauptsächlich von Frauen):

„Heißt das nicht Studierendinneren, damit auch Transen wissen, ob sie mitgemeint werden?“

„Femphasie (nicht Aphasie), wahrscheinlich auch im MRT nachweisbar.“ (Aphasie: neurologisch bedingte Sprachstörung; MRT: Magnet-Resonanz-Tomographie, die bekannte Röhre). Und mein Kommentar: ein neues Forschungsgebiet, den Feministinnen, pardon, den Feminisierenden sei Dank.

„Und Leutinnen!“ Ein Kommentar von „Deiner Exstudierendin“

„Man könnte das fortführen: Manninnen, Frauinnen.“ Und mein Kommentar: Bis in die absurde Unendlichkeit, ein „Frautel“ statt „Mantel“, „sieoberinnen“ statt „erobern“.

Ich muss dringend der Hochschule Bescheid geben, dass der Aushang unbedingt verbessert werden muss:

„Dozierende und Dozierendinnen“ (wenn schon, denn schon).

Leider passen die „Schüler“ und „Schülerinnen“ nicht in das „Gender-Sprachsystem“, das Genderische. „Schulbesuchende“ und „Schulbesuchendinne“ geht wohl nicht, aber wer weiß?

Es bleiben noch ganz schön viele Aufräumarbeiten, bis das Deutsche von der feminisierenden Sprachpolizei so bereinigt ist, dass ein passendes Genderisch entsteht. Ich habe mich oft gefragt, warum meine Geschlechtsgenossinnen nie darauf bestehen, dass in den Berichten über Greueltaten nicht nur Mörder, sondern auch Mörderinnen erwähnt werden (falls noch unklar ist, wer die Tat

Erstaunliche Botschaften

Politische Korrektheit

begangen hat). Jetzt endlich wird es mir klar. Das Genderische ist ja noch im Entstehen. Wenn sich endlich „Mordendere“ und „Mordenderinnen“ durchgesetzt hat, dann kommen wir Frauen endlich auch in solchen Nachrichten vor. Auch hier fallen wieder „Attentäter“ und „Attentäterinnen“ aus dem System. Und hier der treffende Facebook-Kommentar: „High live Gendermany“!

Nebenbei bemerkt: Es haben einige Facebook-Followers sich über die Zwei-Klassen-Bedürfnisanstalten mokiert; und ganz lustig ist dieser „Hinweis“ einer Kollegin, der dem Aushang unbedingt noch hinzugefügt werden sollte: „Unbefugtes Benutzen führt zur Exmatrikulation“. Doch kommen wir wieder zurück zu den schwerwiegenden Problemen.

In einem Facebook-Kommentar machte mich ein sehr geschätzter Kollege aus Kassel auf einen neuen linguistischen Beitrag aufmerksam. Darin wird vermutet, dass sich in dem Ausdruck „Studierende“ heimlich still und leise („undercover“) das Maskulinum durchgesetzt habe und dass möglicherweise deswegen „Studierendinnen“ benutzt würde – muss bei uns Normalos/Normalas ausnehmend leise, ja ganz still, gewesen sein, wie die oben zitierten Kommentare belegen.

Ach, wie wünschenswert wäre eine Sprache wie das Englische als meine Mutter – oh sorry – meine Heimatsprache: teacher, students, professors, murderers – geht doch!

Ich hätte mir nie erträumt, dass die Scherze, mit denen wir uns zu Beginn der sog. feministischen Sprachkritik (in den 70er Jahren, glaube ich) über diese Kritik lustig gemacht hatten, nun wieder aktuell sind (und dabei denken: Gibt es keine anderen Probleme, Missbrauch, Zwangs- und Kinderehe, Ehrenmorde?).

Zu guter (?) Letzt hier noch ein Tipp im Zusammenhang mit dem neuerlichen Vorschlag, die Nationalhymne Gender-neutral zu verändern, also „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Heimatland (statt „Vaterland“),.... couragiert („brüderlich“) mit Herz und Hand...“ Ich mag mir gar nicht vorstellen, wie unsere sonst schon nicht immer sehr textsicheren Fußballspieler damit umgehen. Jetzt muss aber eine Lanze für die Männer (die gibt es ja auch noch) gebrochen werden: statt „Muttersprache“ müsste es jetzt „Heimatsprache“ heißen oder wie? Und was passiert mit der Europa-Hymne von Beethoven: „Alle Menschen werden Brüder“? „Couragierte“ (?), dann passt die Musik nicht mehr dazu; ebenso wie bei „Alle Menschen werden Freunde“, na das geht ja sowieso nicht. Verzweiflung macht sich breit. Feminsierende Musizierende an die Macht!

Eine Last mit dem Genitiv

Manchmal bin ich von Unterhaltungen extrem gelangweilt. Und das führt dann dazu, dass ich – eigentlich „out of the blue“ – weniger öde Themen in die Runde werfe, nicht immer werden sie auch von den Gesprächsteilnehmern geschätzt und aufgenommen, weil für sie der Vergleich von Essensangeboten in diversen Restaurants oder von anderen Vor- und Nachteilen der bereisten Länder von größerem allgemeinen Interesse ist. Einmal aber konnte ich punkten mit folgender These: „Der Volksverhetzungsparagraf gehört eigentlich abgeschafft, er konfligiert doch mit dem Grundrecht der Meinungsfreiheit.“ Erwiderung: „Der ist aber Gesetz“, was natürlich kein neuer Aspekt war, denn das Gesetz hatte ich ja gerade kritisiert. Das habe ich jedoch nicht kommentiert, sondern glaubte, mein Argument noch zu bekräftigen, indem ich hinzufügte: „Nur wenn etwas hör- oder sichtbar geäußert wird, also in unserem Fall die Leugnung des Holocausts, kann man sich kritisch damit auseinandersetzen.“ „Das sei“ so fuhr ich fort, „auch die Einstellung des amerikanischen Linguisten Noam Chomsky, selbst Jude und als Linker völlig unverdächtig.“ „Das mag sein“, so mein Kontrahent, „aber in Deutschland ist es eben Gesetz.“ Während ich mir ein weiteres Argument überlegte, mischte sich eine dritte Person in den Diskurs ein. Sie begann mit „Was noch schlimmer ist“ – wie stellen Sie sich, verehrte Leser die Fortsetzung dieses Satzes vor? Vielleicht mit „denn während die Mehrheit der Deutschen, ihre politische Führung und auch der Papst den grausamen Mord an den Armeniern zu Recht als Genozid bezeichnen, leugnen bis heute die Politiker und auch ein beträchtlicher Teil der Türken diesen Völkermord.“ Weit gefehlt, der Satz fand nämlich diese Fortführung: „ist, dass der Genitiv im Deutschen verschwindet!“ Abgesehen davon, dass diese Behauptung nicht ganz stimmt – das hatte ich aber für mich behalten – lassen sich ein paar systematische Gründe anführen, warum der Genitiv nicht mehr so häufig gebraucht wird, und zwar in der gesprochenen Sprache. In „Egons Haus“ drückt der Genitiv Besitz aus, den man aber auch mit dem Dativ und der Präposition „von“ realisieren. Da nun der Dativ in vielen anderen Strukturen vorkommt, wie in „auf dem Haus“, „er gab dem Jungen einen Kaugummi“ - auch so eine Art Besitzmarkierung - usw., ist es gar nicht schlimm oder gar eine Attacke auf das Deutsche, wenn der Dativ gelegentlich mit dem Genitiv konkurriert und Sieger ist. Und in anderen Formen geht korrekter Weise nur der Genitiv: „wegen des Unfalls“, „sich eines Gefühls sicher sein“ usw. Also ist die Beziehung zwischen Form und Inhalt nicht immer eindeutig: manchmal eben gibt es zwei Formen für einen Inhalt. Ganz viele Sprachen haben überhaupt keinen Genitiv, aber Besitz, z.B. fast alle romanischen Sprachen. Zwar rügt die Académie Française den angeblich überbordenden Gebrauch

Erstaunliche Botschaften

Eine Last mit dem Genitiv

von Anglizismen, aber nicht den geringen Gebrauch des Genitivs, wie in „la maison de mon père“! Wohl vor lauter Angst grammatisch inkorrekt zu sprechen setzt sich ein Genitiv neuerdings in Formulierungen durch, in denen ein Dativ nett gewesen werde: „nahe des Bahnhofs“ statt „nahe dem Bahnhof“ – das hört man mittlerweile ganz oft. Mein geschätzter Kollege Horst-Dieter Schlosser hat dies in einem Vortrag so formuliert:

„Aber das Imperium schlägt zurück! Nicht nur, dass der Genitiv in einer festen Verbindung mit einer bestimmten Präposition seine Stellung behauptet. Niemand wird trotz des sonstigen Übergangs zum Dativ sagen oder schreiben **demwegen*. Ich bin sicher, dass es auch in weiterer Zukunft immer noch *d e s wegen* und entsprechend auch *w e s wegen* heißen wird. ... Aber auch auf einem anderen Feld gelingen dem Genitiv gegenüber dem Dativ erstaunliche Geländegewinne. Zwar behauptet der Dativ wie der zitierte Genitiv in *deswegen* seine alte Stellung, aber auch hier noch in festen Verbindungen, z.B. in *trotz d e m*. Doch diese Stellung ist gefährdet. Denn es hat sich nach der Präposition *trotz* längst ein Genitiv etabliert: *trotz d e s schlechten Wetters gehe ich spazieren*. Dasselbe gilt für Formulierungen mit *entgegen*, *entsprechend*, *gegenüber* oder *nahe*. *entgegen a l l e r Beteuerungen*, *entsprechend d e s Vertrags*, *gegenüber d e s Bahnhofs*, *nahe d e s Tatorts*. Zwar ist „der Genitiv dem Dativ sein Feind“, aber immer noch ein lebendiger Gegner (zitiert aus einem Vortrag bei der Gesellschaft für Deutsche Sprache am 23.11.2015).

Und man ist erstaunt darüber, dass bereits im Jahre 1848/49 der Protokollant der Frankfurter Nationalversammlung „wegen“ durchgängig mit dem Dativ verwendete! Also alles nicht so tragisch, Sprachen sind halt lebendige Gebilde, weil Menschen lebendig sind.

Das Frankfurterische hat sich jedenfalls für den Dativ zum Ausdruck des Besitzes entschieden: „meim Vaddä sei Haus“, ebenso mit „wegen“: „weschem Unfall“. Also dramatisch, ja skandalös, sind Leugnungen von Völkermorden, nicht aber der vermeintlich spärliche Gebrauch des Genitivs.

Gerne – aber so was von

Schreit jemand panisch „Feuer!“, empfiehlt es sich, einen Feuerlöscher zur Hand zu nehmen oder gar unverzüglich die Feuerwehr zu rufen. Günstig ist auch, den brennenden Raum zu verlassen. So kann ein einzelnes Wort begleitet von einer dramatischen Intonation richtig viel bedeuten. Kinder, die sich noch am Anfang ihrer Sprachentwicklung befinden, nutzen in genialer Weise die Kombination von Einzelwort und Sprachmelodie und kommunizieren damit äußerst wirkungsvoll ihre vielfältigen Bedürfnisse. Alle Mütter wissen dies. Zwar äußern Kinder also zunächst nur Einzelwörter, meinen aber ganz viel Inhalt. Nun lehnen sich neuere Sprachgewohnheiten genau diesem frühkindlichen Muster an, obwohl erwachsene Sprecher normaler Weise deutlich mehr können. Man macht telefonisch einen Termin beim Zahnarzt aus, beendet dankend das Gespräch, und was hört man dann? „Gerne“ (vormals noch „kein Problem“ oder etwas gruseliger „Damit hab ich kein Thema“). Während jedoch die abgelegte Formel „kein Problem“ meist mit einer freundlich-neutralen Intonation geäußert wurde, erhält das „gerne“ eine übertrieben herzliche Begleitmusik – eh schon nervig genug. Denn die komplexe (?) Bedeutung des Einwortsatzes – „Ich hab das gerne für Sie getan“ ist doch eigentlich Quatsch, da das Ausmachen von Terminen wohl zu dem normalen Aufgabenbereich gehört, ganz unabhängig davon, ob man Termine gerne oder einfach nur wie erwartet ausmacht. Alternativ: Denn der Anrufer will ja gar nichts über die Einstellung des Mitarbeiters zu seiner Arbeit erfahren. Selten, wenn überhaupt, wird er fragen: „Machen Sie denn wirklich gerne Termine aus?“ Anders als Mama, die bei Einwortsätzen ihres Kindes schon wissen möchte, ob es sich beschwert, einen dringlichen Wunsch äußert oder auf einen Gegenstand zeigt, den es benennt. Sie wird jeweils anders reagieren. Aber im Spracherwerb befinden sich unser Anrufer und der Zahnarztmitarbeiter gerade nicht mehr. Nun kommt es aber ganz dicke. Als Exempel diene uns die folgende Aufforderung in SAT1, Tag, Uhrzeit und Moderator sind hier unerheblich, das kann immer wieder passieren- und tut es auch! Das: „Schreiben Sie uns gerne bei Facebook.“ Soll der Angesprochene gerne bei Facebook schreiben oder meint die Aufforderung „Wir hätten es gerne, wenn Sie uns bei Facebook Ihre Meinung mitteilten.“ Oder darf er nur schreiben, wenn er es wirklich gerne tut? A rose is a rose is a rose. Mit „gerne“ wird man reichlich bombardiert. Vielleicht wäre eine solche vollständige Formulierung zu lang, um in das eng getaktete Zeitschema der Sendung zu passen? Ich glaube es eher nicht. Dem Anrufer ist vermutlich die affektive Beziehung des Mitarbeiters zu seiner Tätigkeit gleichgültig oder er ist, wie ich, verdattert, wenn das „gerne“ zu einem „sehr gerne“ gesteigert wird – in unserer wohl amerikanisierten „Dienstleistungsgesellschaft“.

Erstaunliche Botschaften

Gerne – aber so was von

Die Steigerung des eigentümlichen Gebrauchs solcher nur vermeintlich elliptischer Äußerungen, die wie Formeln dahergebetet werden, muss man neuerdings allenthalben hören: „Aber so was von“. Anders als vielleicht „gerne“ führt uns diese Formel noch nicht einmal in unsere frühkindliche Sprachkenntnis zurück. Die Formel setzt sich zusammen aus sog. Funktionswörtern ohne ganz eigenständigen oder mit beliebigen Bedeutungsgehalt. So was machen Kinder nie. Denn ihre Zwei- oder Mehrwortäußerungen wie „Kiste auf“ oder „Schachtel zu“ enthalten immer ein Wort mit eigenständiger Bedeutung.

Verkürzungen finden sich auch anderswo, aber irgendwie netter: „Da freut die sich wie e Päcksche.“ Gemeint ist wohl, dass sich jemand so freut, wie wenn er ein Päckchen bekommen hätte.

Andere Formen von Verkürzungen sind allerdings Versprecher und daher weitaus weniger blöd als „gerne“:

So hörte ich kürzlich

→ Mit 15 Jahren starb sein Vater (ARD, 17.11.2015) (Als er 15 war, starb sein Vater)

Das ist jedoch anders als „gerne“ kein allgemeiner verhunzter Sprachgebrauch, sondern eben ein Faux-Pas unseres Sprachplanungsapparats und einzigartig.

Ein Nein ist kein Nein

oder wie Unsichtbares, das sich eigentlich verstecken wollte, sichtbar wird. Verneinungen, sichtbare oder unsichtbare, scheinen uns Sprechern also öfter als gewollt einen Streich zu spielen. „Falsch“ ist ja in gewisser Weise eine Verneinung, wenn auch eine versteckte. Denn was falsch ist, ist eben nicht richtig. Einen Streich spielte dem Radiosprecher auch bei dem „bedeutsamen“ Hinweis im Zusammenhang mit einer Staumeldung: „Wer es vermeiden kann, die Autobahn nicht zu benutzen, der sollte es tun.“ Es würde sich ein unglaublicher Super-Stau ergeben, wären die Hörer seiner Empfehlung gefolgt! Auch hier zeigt sich das Phänomen der unsichtbaren Verneinung. Denn das eigentlich versteckte „nicht“ in „vermeiden“ war innerlich als „etwas nicht tun“ aufgeschlüsselt worden, wollte sein Schattendasein aufgeben und hat sich dann in die Äußerung reingemogelt. Noch verwickelter ist die empört und mit Nachdruck an seine Schüler gerichtete Ermahnung: „Ihr Unruhestörer verlasst das Klassenzimmer, wenn das noch einmal passiert.“ Eigentlich hätte der Lehrer das ständig gemurmelte „tststs“ monieren müssen, mit dem sie die Schulkameraden zum Schweigen bringen wollten. Das aber war gar nicht gemeint, denn die Schüler waren ja lästig entweder als „Ruhestörer“ oder „Unruhestifter“. Der arme Lehrer, auch ihm ist Negation zum Un(!)heil geworden, hier aber zweifach: „un“ negiert das Folgende, macht aus Ruhe Lärm. Und „Störer“ ist eine unsichtbare, innerlich offenbar nur scheinbar verborgene Verneinung. Und so kommt es dann zu dieser ungewollten Ermahnung. Aber das ist gar kein Unglück!

Und nun noch eine Rätselfrage. Was will der Sprecher mit dieser Äußerung sagen: „Beim nächsten Spiel haben wir keine Chance, aber die sollten wir nutzen.“

Kleo, Moses und Autos: Von der Reklame zur Werbung

Im Berlin der 30er Jahre, so erzählte es mir meine Mutter – vermutlich auch in anderen Orten, das weiß ich nicht – konnte man fantastische Reklametexte lesen. Ein großes Bekleidungsgeschäft lockte seine Kunden so: „Marc-Anton im Heldenhimmel träumt von Kleos Kleiderfimmel und spricht mit verhangnen Mienen, Kinder sparten wir Zecchinen, hätt's zu Zeiten unsrer Leben auch schon C&A gegeben.“ Ein Likörhersteller pries sein Getränk mit „Sind's die Augen, geh zu Mampe, kipp Dir einen hinter die Lampe, dann kannst du alles doppelt sehen und brauchst nicht erst zu Gillen gehn.“ Letzteres war möglicherweise eine „fake“-Werbung, wie man heute sagen würde, denn Gillen war ein Optiker. Überaus kreativ bat ein Wirt Vorübergehende einzutreten mit „Als Moses an den Felsen klopfte, geschah das Wunder, dass es Wasser tropfte. Ein viel größeres Wunder erlebst Du hier: Wenn Du hier klopfst, kriegst Bier.“ Man kann sicher davon ausgehen, dass die Menschen von damals die Texte verstanden haben.

Und nun zu heute

→ Marcel: Hast Du beim Schöpfer der Automobile eine neue Kreation gekauft?

→ Hans-Waldemar: Häh????????? Willst Du mich veräppeln?

→ Marcel: Aber so wirbt doch Renault: „créateurs d'automobiles“. Du kannst offenbar kein Französisch, pauvre toi.

→ Hans-Waldemar: Ja, aber was sagt diese Werbung denn, ist doch eine Tautologie (Hans-Waldemar will mit seiner Bildung punkten), was machen denn solche Kreatörs anderes als Autos herstellen?

→ Marcel: Stimmt eigentlich. Vielleicht ist Gott gemeint, der große Schöpfer.

→ Hans-Waldemar: Oh nein, Gott mag bestimmt keine Autos, weil sein Universum darunter erheblich leidet. Und – Hans-Waldemar wieder mit seiner Bildung auftrumpfend – schließlich werden wir im Schöpfungsbericht, Du weißt, Marcel, Altes Testament – Genesis – dazu ermahnt, Seine Schöpfung zu bewahren, nicht aber die Schöpfung von Umwelt zerstörenden Autos.

→ Marcel, entnervt das Thema wechselnd: Beim letzten Spiel der Eintracht haben die Bayern viele Chancen kreiert, aber nur wenige genutzt.

→ Hans-Waldemar, nun mit „Schöpfungen“ vertraut, kontert: Jetzt haben wir aber viele Informationen generiert.

→ Marcel, der Linguist, wie sich nun herausstellt: Häh??? „Informationen erzeugt“ in der „Genesis“? „Generieren“, mein lieber Hans-Waldemar, kenne ich nur im Zusammenhang mit der „generativen Grammatik“. Und da bedeutet „generieren“ „Strukturbeschreibungen aufzuzählen“. Haben wir eben Informationen aufgezählt?

Erstaunliche Botschaften

Kleo, Moses und Autos

Hans- Waldemar hat von dem Disput genug, verlässt das Autohaus, mit Marcel im Schlepptau, neugierig, was als Nächstes passieren wird, und beim Gehen:

→ Marcel: Jetzt, Hans-Waldemar, hab ich aber mal eine Frage: Beeindruckst Du Dich gerne selbst?

→ Hans- Waldemar: Keine Ahnung, was Du mir jetzt wieder sagen willst.

→ Marcel: Na, Du hast doch einen niegel-nagel-neuen Peugeot.

→ Hans- Waldemar: Ja, und?

→ Marcel: Mit dem Kauf hast Du Dich selbst beeindruckt, so heißt es doch: „Impress yourself“. Ach da fällt es mir wieder ein. Du kannst ja auch kein Englisch.

→ Hans- Waldemar: Dafür aber Altgriechisch und Hebräisch!

→ Marcel: Nutzt heute nix mehr. Sorry. Ich vermute jedenfalls mal, dass Du in diversen Autohäusern warst, nachdem Du gegoogelt hast, was „impress yourself“ bedeutet: „Kann ich mich selbst mit einem neuen SUV beeindrucken?“

Marcel denkt sich gerne lustige Geschichten aus. Während Hans-Waldemar noch über Marcells Bemerkung sinniert – irgendwie verstört – holt Marcel also zum letzten Schlag aus, denn so lief seiner Meinung nach die von ihm ausgedachte Szene in einem der Frankfurter Peugeot-Autohäuser ab.

→ Hans- Waldemar: Guude, isch deet misch gänn selbst beäindrugge.

→ Herr Müller-Tiefenberg (der Autoverkäufer): Wie? Meine Sie, Sie wolle Ihne Ihr Bekannte beäindrugge? Was fern Typ is die? Des müsst isch wisse, damit der Typ vom Auto zurer basst, also dass es hiehaut.

→ Hans- Waldemar: Nă, isch hab gar kei Freundin, isch will misch halt selbst beäindrugge.

→ Herr Müller-Tiefenberg: Des geht? Hatte mer noch nie. Abbä de Kunde is ja Könisch. Also, was sinse dann fern Typ. Des müsst isch mal eruiern, damit des Auto aach zu Ihne basst.

Jetzt laufen alle Autoverkäufer, die gerade keinen Kunden „betreuen“, zusammen und begutachten Hans- Waldemar, der sich sichtlich unwohl fühlt und sich mit hochrotem Kopf verabschiedet und entscheidet, zu einem Autohaus zu gehen, wo sie Marken der Firma Citroën verkaufen, „le car – le caractère“. Ob Hans-Waldemar jetzt vom Regen in die Traufe kommt, ist nicht belegt. Man kann sich jedoch gut vorstellen, dass nun Hans- Waldemars Persönlichkeit auf dem Prüfstand stehen wird.

Die Universität – und zwar(?) ein Hort der Exzellenz

Würstchen mit Senf

Vor Jahren stand der Termin für eine sog. Disputation einer Doktorandin von mir an. Nachdem wir den Inhalt ihres Vortrags und mögliche Einwände der Kommissionsmitglieder besprochen hatten, wendeten wir beide uns natürlich (!) der Frage aller Fragen zu: „Was ziehe ich an?“ Obwohl damals eher die Dritte-Welt-Pullover, Latz- und ausgebeulte Cordhosen en vogue waren, blieben wir beide unverdrossen der Devise treu: „You never get a second chance to make a first impression“. Da es damals sehr heiß war, entschieden wir uns für je ein feines, leichtes Sommerkleid mit – dem Anlass angemessen – einem kleinen Jäckchen, das passt ja immer. So trafen wir uns gegen 12 Uhr mittags mit drei der vier anderen Kommissionsmitglieder – allesamt Professoren, immerhin in Oberhemd und nicht ausgebeulter Hose, und warteten auf den fünften Kollegen. Meine Doktorandin war verständlicher Weise sehr aufgeregt, was sich jedoch auf Grund des folgenden Vorfalls schlagartig änderte. Um genau 12.15 Uhr betrat gehetzt der noch fehlende Kollege den Prüfungsraum, T-shirt, kurze Hose, Rucksack, Fahrradpumpe. Das wäre eigentlich schon Schock genug gewesen, es kam jedoch noch besser. Der Rucksack verschwand nicht etwa unter, sondern verbleib auf dem Tisch, der Kollege setzte sich auch nicht hin, sondern blieb stehen, kramte in seinem Rucksack und förderte zunächst in Papier gehüllte Frankfurter Würstchen mit Brötchen zu Tage. Mit dem Kommentar, er habe ja noch nichts zu Mittag gegessen, wurde das Papier entfernt. Ach, da fehlt doch noch etwas, das aber bald nach erneutem Wühlen im Rucksack den entsetzten Blicken der Kommissionsmitglieder und der Doktorandin ausgesetzt wurde: ein Senftütchen. Um seiner Funktion gerecht zu werden, wurde das Tütchen geöffnet und der Senf von oben auf die Würstchen „herabgelassen“! Irgendwann konnte die Prüfung dann beginnen. Sie verlief perfekt, denn nicht nur besagter Kollege war gesättigt, sondern insbesondere die anfängliche Aufregung der Kandidatin hatte sich völlig aufgelöst. Meine großartige Mutter gab mir einmal einen Tipp zur Beherrschung meiner Prüfungsangst: „Stell Dir Dein männliches Gegenüber in langen Unterhosen vor.“ Das hat immer gut geklappt. Derselbe Effekt lässt sich offenbar auch erreichen durch den Anblick kurzer Hosen beim Verzehr von Würstchen mit Senf. Danke, verehrter Kollege!

Höchste Zeit für eine Diät

Wir, die Prüfungskandidatin, sehr aufgeregt, und ich sitze auf zwei mickrigen Sesselchen an einem kleinen runden Tisch, hinter mir am Schreibtisch die Beisitzerin für die mündliche Magisterprüfung. Die Prüfungsunterlagen im verschlossenen Umschlag hatte die Studentin ihr überreicht, in dem sich wie üblich auch der Protokollbogen befand, der - auch wie üblich - von der beisitzenden Kollegin während des Prüfungsgesprächs ausgefüllt werden soll. Ich beginne - auch für mich üblich - mit einer „warm-up“-Frage, also einer allgemeinen Frage zum Studium und zur Themenauswahl der Studentin. Wie beim sportlichen Aufwärmtraining so entspannen sich auch die Muskeln der bis dahin verkrampften Prüfungskandidaten, deren erste häufig Artikulation und Argumentation blockierende Aufregung wird wenigstens ein wenig gemildert. So ebenfalls bei diesem Prüfungsgespräch. Die Kandidatin kann meine ersten Fragen gut und kenntnisreich beantworten, ist völlig fokussiert (wie man heute sagt) und blendet die Umgebung völlig aus. Ich jedoch höre ein Klopfen und andere eigentümliche Geräusche, drehe mich zur Beisitzerin um und sehe etwas völlig Unerwartetes. Der Umschlag mit den Prüfungsunterlagen liegt ungeöffnet auf dem Schreibtisch. Das ist auch besser so, denn dort befinden sich Eier, Tomaten, Teller und ein Messer. Das Klopfen entsteht durch das Klopfen eines Eis auf den Schreibtisch und das etwas leisere Geräusch rührte vom Aufschneiden der Tomaten her. Meinen entsetzten Gesichtsausdruck kommentierte flüsternd meine Kollegin: „Ich mache gerade (!!) eine Mayo-Diät.“ Eier und Tomaten waren nach einiger Zeit verzehrt, es wurde jedoch nicht still, denn nun war ein Ratschen zu hören. Ich wendete mich erneut um und, während die unverdrossene Kandidatin eine weitere Frage beantwortete, sah, dass Briefe mit einem sehr eleganten Brieföffner aufgeschlitzt wurden. Wieder ein Flüstern: „Ich komme sonst nicht dazu, die Post zu sortieren, schließlich habe ich ja keine Sekretärin. Sie wissen doch von den Sparmaßnahmen der Universität.“ Wenn man gerade mal vier Lehrveranstaltungen abhalten muss, sollte doch für das Sortieren der Post noch ein Zeitfenster offen sein, denke ich. Nach einer halben Stunde dankt die Beisitzerin der Kandidatin, sie wird vor die Tür geschickt, denn nun muss die Note „besprochen“ werden. Dies war die einzige prüfungsrelevante Aktivität meiner Kollegin. Das Protokoll nämlich habe ich, nachdem ich den Umschlag geöffnet hatte, selbst geschrieben. Schade, dass es im Büro keine Waage gab, man hätte ja überprüfen können, ob sich das Körpergewicht meiner Kollegin schon reduziert hatte. Aber immerhin lagen verschiedene Stapel geöffneter Briefe sortiert da. In der nächsten Prüfung könnten diese beantwortet werden.

Nackte, Schnuller, Dialekte und Wetterwechsel

Die Frankfurter Universität – sicherlich auch andere Hochschulen – wird häufig von Personen heimgesucht, deren mentale Verfasstheit deutlich von der Norm abweicht. Da sitzt z.B. in der ersten Reihe in einer meiner großen Vorlesungen der Schnullermann, also ein Student (?), der unzählige Schnuller aufgereiht auf einer Schnur um seinen Hals trägt. Auch der in Frankfurt berühmte nackte Jörg hat sich gelegentlich im Hörsaal verirrt. Mitschreiben konnte er natürlich nicht, denn wie hätte er Heft und Schreibgerät unterbringen sollen? Gelegentlich machen sich tatsächlich immatrikulierte Studenten sehr eigenwillige Gedanken, die sie auch zu Papier bringen; diese eine Studentin, von der ich jetzt berichte, nannte ihre Darlegungen „Thesenpapiere“. Regelmäßig erhielt ich solche verschrifteten Überlegungen. An eine kann ich mich noch gut erinnern – das Thesenpapier war betitelt mit „Linguistik und Meteorologie“. Besagte Studentin erklärte mir in meiner Sprechstunde ihre mir noch unklare neue Erkenntnis so: „Sitze ich an meinem Schreibtisch und die Sonne scheint, dann sage ich: Die Sonne scheint“ (mit tirilierender hoher Stimme). Wenn es jedoch regnet, dann sage ich: „Es regnet“ (mit gesenktem Kopf, traurigem Gesicht, schleppender Artikulation und ganz tiefer Stimme). So ließen sich, das ihre bahnbrechende Schlussfolgerung, Dialektunterschiede erklären. Die rätselhafte Frage, ob „eiereggisch“ bei Sonnenschein oder bei Regenwetter entstanden ist, müssten wir nun lösen können. Unter Berücksichtigung aller einschlägigen sprachwissenschaftlichen Theorien kann man allerdings nicht erkennen, wie das Wetter mit dialektalen Unterschieden zusammenhängt – aber vielleicht fehlt mir dazu die Fantasie, weil ich allzu normal bin.

Fliegende Erbsen

Ich sitze in meinem Büro, erwarte den Anruf eines lieben Kollegen, das Telefon klingelt und ich nehme frohen Herzens den Hörer ab: „Wie schön, dass Du Dich meldest“ sage ich zu dem vermeintlichen Kollegen. Schnell wurde ich eines Besseren belehrt. Die Bitte, die der Anrufer mir stellte, konnte nicht von meinem Kollegen stammen: „Frau Leuninger, können Sie mir sagen, was es heute in der Mensa zu essen gibt?“ Ich war baff, antworte jedoch ganz neutral: „Oh, das weiß ich nicht, rufen Sie doch direkt in der Mensa an.“ Damit war für mich eigentlich das Gespräch beendet, nicht hingegen für den Anrufer, denn dieser begründete dann sein Anliegen: „Und zwar (!) wollte ich mir heute eine Erbsensuppe kochen, öffne die Dose, doch die Erbsen fliegen jetzt in meiner Küche umher.“ Fast hätte ich ihm den Tipp gegeben, die flüchtigen Erbsen mit einem Köcher einzufangen, tue dies aber nicht, um der außergewöhnlichen Geschichte nicht weitere Nahrung zu verleihen. Ich beende also das Gespräch mit einer Äußerung des Bedauerns: „Tut mir leid, da kann ich Ihnen leider nicht weiterhelfen. Wenn Sie jedoch kurz vor dem Verhungern sind, empfiehlt sich – wie bereits gesagt – ein Besuch in der Mensa.“

Hier müsste ich in meinem Gehirn meine Märchen-App aufrufen. Jedoch war mein Anrufer keine Figur aus einem Märchen. Wie würde daher unser geteiltes Wissen aussehen?

Eine Zeit für alles: Wolle und wieder Erbsen

Im Alten Testament, Prediger 3, 1-8, heißt es: „Für alles gibt es eine Zeit.“ Das Leben sei in von Gott vorgegebene, unveränderbare Abschnitte eingeteilt, der Einfluss von uns, den Menschen, sinn- und zwecklos. Und eine Phase wird so beschrieben: „Fürs Reißen gibt es eine Zeit und eine Zeit fürs Nähen.“ Denkbar ist, dass der Prediger dieser Variante zugestimmt hätte: „Fürs Auftrennen gibt es eine Zeit und eine Zeit fürs Stricken.“ Dass diese Zeit jedoch in Universitätsveranstaltungen des 20. Jahrhunderts hineinpasst, hätte ihn sicher irritiert. Diese Zeit lag in den 1970er Jahren. Ganz unabhängig davon, ob die Veranstaltung klein und überschaubar oder mit Hunderten von Studenten überfüllt war, es wurde gestrickt, was das Zeug hält. Mitschreiben oder wenigstens klitzekleine Notizen erstellen, das ging natürlich nicht, und an die Tafel schauen war nur den absoluten Strickprofis oder denen möglich, die bloß rechte Maschen strickten. Meine Lösung in diesen wöchentlich wiederkehrenden Handarbeitsstunden bestand darin, mich persönlich nach Fortschritten („ach, das ist ja schon der erste Ärmel, Sie sind wirklich flink“) oder nach interessanten und aufwendigen Mustern zu erkundigen. Man soll ja die Studenten da abholen, wo sie gerade sind: beim Ärmel, beim Zopfmuster oder beim Zusammenstricken der einzelnen Teile, mitgebracht in beige Jutetaschen. Zunächst nicht so entspannt war damals eine Kollegin. Nach wiederholten Ermahnungen, das Stricken doch einzustellen, kam ihr, wie sie hoffte, eine blendende didaktische Idee. Zur nächsten Vorlesung brachte sie zwei Schüsseln und ein Pfund Erbsen (!) in Schoten mit, platzierte diese erstaunlichen Utensilien auf das Pult und begann ihre Ausführungen zu neueren Entwicklungen der formalen Linguistik unter gleichzeitigem (heute: zeitgleichem) Auspulen der Erbsen aus ihrer grünen Hülle. Diese warf sie dann jeweils in die eine Schüssel und die Schoten in die andere: „Fürs Pflanzen gibt es eine Zeit und eine Zeit, Gepflanztes auszureißen – und Erbsen auszupulen.“

Linguistik, neue Schuhe und eine zerbrochene Liebe

Für Studenten, die gerade begonnen haben, die Formensprache der Linguistik zu erschließen, ist der Unterricht offenbar nicht immer sehr prickelnd. Mit so vielen formalen Strukturen hatten sie anscheinend nicht gerechnet, als sie sich entschlossen haben, Germanistik zu studieren. Daher sind für sie die verpflichtenden Einführungen in die Linguistik eine psychische und kognitive Herausforderung und sicherlich oft maßlos anstrengend. Ich stehe also vor ca. 300 Studenten auf dem Podium, mein Hundchen liegt entspannt unter dem Tisch. Und ich bemühe mich, mit einer Mischung aus Humor und Ernst, engagiert den Studenten zumindest einen Hauch der Grammatiktheorie zu vermitteln. Offenbar vertreiben sich die Teilnehmer ihre Zeit aber mit ganz anderen Dingen. Quasi mitten in meiner Erklärung kommt ein Student von ganz hinten zum Podium, stellt sich neben mich, hebt sein Bein (welches es war, weiß ich allerdings nicht mehr) und teilt dem Auditorium mit: „Ich hab auch neue Schuhe.“ „Auch“? Ja, das stimmt, ich hatte neue Schuhe an, das schien offensichtlich interessant zu sein, wohl interessanter als mein Bemühen zu erklären, „dass in zeitlich flektierten Sätzen die Subjekt-Nominalphrase den Nominativ-Kasus erhält“! Wie sollte ich auf des Studenten Bemerkung reagieren? Meine Lösung war die: „Wir beglückwünschen unseren Kommilitonen zu seinen schönen neuen Schuhen.“ Ohne die Ironie zu registrieren gingen die neuen Schuhe mit dem Kommilitonen dran zurück zu ihrem Platz, ganz hinten oben im Hörsaal.

Wie gesagt, hatte ich schon immer die Vermutung, dass während meiner Vorlesung meine Bemühungen um die Bereicherung des Wissens über die fantastische Struktur menschlicher Sprachen mit vielen anderen kognitiven Apps konkurriert. Dass aber neue Schuhe den Wettbewerb gewinnen, damit hätte ich dann doch nicht gerechnet.

Fliegende Erbsen haben wir ja schon eingefangen. Nun erzähle ich eine Geschichte, die anfänglich erstaunlich und am Ende traurig war. In einer meiner Sprechstunden schlug mir eine Studentin ein mir zunächst recht interessant erscheinendes Thema für eine Magisterarbeit vor: Eine kontrastive grammatische Analyse Rumänisch – Deutsch. Gutmütig, vielleicht gar trottelig, wie ich immer war, akzeptierte ich die Idee, nicht ahnend, was darauf folgte. Auf meine Frage nach einem vorläufigen Konzept, etwa welche grammatischen Strukturen die Studentin für ihre Analyse auszuwählen plante, kam eine äußerst überraschende Antwort. Sie habe zwar noch keine Vorstellung über den Inhalt ihrer geplanten Arbeit, jedoch über deren Form: „Ich möchte meine Magisterarbeit in Versen verfassen, das ist doch möglich?“ Unverzüglich war mir klar, dass dieses „Projekt“ chancenlos ist. Dennoch

nahm ich den Ball auf mit meiner Nachfrage: „Welches Versmaß werden Sie wählen, Hexameter oder Iamben, oder ein anderes?“ Die Studentin war sich aber über die poetologische Form ihres Werks noch nicht klar! Sie verabschiedete sich, dankend für mein Verständnis. Monatelang hörte ich nichts mehr von ihr, was ich auch erwartet hatte. Erbsen und gereimte Magisterarbeiten konnten mich nicht mehr erschüttern. Doch dann kam unvermutet ein Anruf besagter Studentin, übrigens Rumänin: „Frau Leuninger, bin in Psychatrie (so war ihre dem Rumänischen entlehnte Aussprache), wegen Mann, Mann meines Lebens.“ Ob sie dort geblieben ist oder den Trennungsschmerz vom „Mann ihres Lebens“ in der Zwischenzeit überwunden hat, weiß ich nicht. Ich habe sie nie mehr gesehen.

Hungersnot und Dürre – und zwar in Frankfurt am Main

Mein Seminar beginnt um 10.15 Uhr, vorher müsste es doch ein bisschen Zeit für einen Snack, eine Tasse Kaffee und das mittlerweile unentbehrliche Wasser gegeben haben. Ich habe mich jedoch getäuscht. Pünktlich um besagte Zeit – bloß keine Minute früher – Eintritt von Studenten mit Tablett (tablet neuerdings auch) mit Brötchen und Kaffee jonglierend und unter dem Arm eine Flasche Wasser, gemächliches Hinsetzen – bloß keine Hektik – und „zeitgleich“/ „zeitnah“ mit/zu meinen einführenden Bemerkungen zur Einordnung des folgenden Referats in den allgemeinen Zusammenhang des Seminarthemas wird das Brötchen aus seiner Zellophanhülle befreit und man beginnt in aller Gemütlichkeit zu frühstücken. Viele meiner Kollegen regen sich über solches Verhalten auf, während ich es mit Ironie versuche, mit Blick auf die frühstückenden Studenten: “Ach, jetzt fällt’s mir wieder ein. Gerade vorhin habe ich im Radio gehört, dass in den nächsten 90 Minuten Frankfurt von einer Hungersnot und einer Dürre bedroht wird.“ Das hat aber gar nichts bewirkt, denn im Verlauf des Seminars wurde das Frühstück mit dem Verzehr aller mitgebrachter Speisen und Getränke beendet. Nur die Studentin, die das Referat halten sollte, kam lediglich mit ihrer Power Point Präsentation und einer großen Wasserflasche nach vorne, nahm zunächst einen großen Schluck und startete ihre Ausführungen mit „genau“(!,?). Bezeichnend ist in diesem Kontext auch eine Ermahnung aus dem Rundschreiben des Präsidenten einer anderen hessischen Universität: Es sei nämlich nicht mehr (!) zulässig, während einer Veranstaltung bei einem Pizza-Service telefonisch eine Bestellung aufzugeben bzw. die bestellte Pizza in Empfang zu nehmen. Überall akademische Hungersnöte!

Ein psychischer Kraftakt

In Magisterprüfungen sind pro Fach ein Prüfer und ein Beisitzer anwesend – der Prüfling natürlich auch. Mir wurde vor Jahren – in Zeiten, in denen es noch eine ganz andere und, wie Sie gleich sehen werden, sehr spezielle Exzellenz gab – von einer Kollegin, der Beisitzerin, eine ziemlich persönliche Geschichte zugetragen. Der Prüfling wurde nacheinander in zwei Fächern geprüft, zunächst in Soziologie und danach in Theaterwissenschaften. Seine erste Prüfung nahm einen unerwarteten Verlauf. Auf die Eingangsfrage des Prüfers zur Beziehung von Kultur und Natur bei dem Strukturalisten Lévi-Strauss wollte der gut vorbereitete Kandidat unverzüglich antworten, öffnete seinen Mund, um die Artikulation seiner Gedanken zu starten, offenbar zu lange für den Prüfer! Denn just **vor** der Äußerung des ersten Wortes hakte der Prüfer ein, also in die Stille, und begann einen Monolog. Ab und an versuchte der Prüfling etwas beizutragen, er hatte doch schließlich für die Prüfung Tag und Nacht gepaukt, jedoch gleich einem Karpfen mit offenen Mund blieb er stumm. Er hatte keine Chance, sein Wissen loszuwerden. Nach einer halben Stunde bedankte sich der Prüfer – wofür eigentlich, das wusste der Kandidat nicht. Er verließ den Raum, damit Prüfer und Beisitzer seine (wessen?) Leistung bewerten konnten. „Eine brillante Leistung“, so der Prüfer, naja, das musste er auch sagen, er beurteilte ja seine eigenen Ausführungen. Und da war er wirklich Experte. Der Prüfling, der vor der Tür des Prüfungsraums verzweifelt und völlig verunsichert gewartet hatte, wurde hineingebeten und die Note wurde ihm mitgeteilt: Sehr gut (1). Nun stand die zweite Prüfung an, bei einem anderen Prüfer. Dieser fleezte sich auf den Sessel, suchte in seinen Unterlagen ergebnislos die Themenliste des Kandidaten und begann das „Prüfungsgespräch“ mit den Worten: „Fangen Sie doch einfach mal damit an, was Sie uns zu Ihrem Thema, welches war das nochmal?, zu sagen haben.“ Dies tat der Kandidat, nahezu nie von Rückfragen des Prüfers unterbrochen, eine halbe Stunde lang, verließ irritiert und erschöpft das Zimmer und wurde nach wenigen Minuten wieder hineingebeten: „Eine brillante Prüfung, Note: Sehr gut (1).“ Wahrlich bewundernswert war sie, die psychische Leistung unseres Prüflings. Allerdings möchte ich mir nicht vorstellen, was er über meine Kollegen dachte!

Arbeit, was bedeutet das?

Hier die Antwort. Ein wenig ausholen muss ich dabei allerdings. Vor vielen Jahren hatte ich meine Institutsschlüssel (es waren sog. Generalschlüssel – an der Universität galt wohl eine andere Semantik von Generalschlüssel) verloren. Jedenfalls erkundigte ich mich beim Fundbüro nämlicher Universität, ob meine Schlüssel gefunden und dort abgegeben waren. Ein unerwartet zugewandter Mitarbeiter führte mich vor eine Wand – voller Stolz übrigens, so als ob sich ein zu erwerbendes Sortiment von Schlüsseln zu finden wäre – es hingen wirklich unzählige Schlüssel daran. „Sinn Ihre Ihre debei?“ Ich musste die Frage des netten Mitarbeiters leider verneinen. Krimierfahren, wie ich es bin, präzierte ich meine Beschreibung: „Sie hängen an einem bordeauxfarbenen Etui.“ Dunkelrot hätte ja wohl auch gereicht! Daraufhin der bemühte Mitarbeiter, es war der Wänner, mit etwas lauterer Stimme: „Häbbät, haste dahinne noch Schlüssel innem boddo Etui?“ Aus dem Off, einem Hinterzimmer, ruft nun de Häbbät: „Ei Wänner, alle Schlüssel, wo gefunne wonn sinn, hänge doch bei Dir vonne.“ - Enttäuscht, ja fast verzweifelt, erbitte ich – nunmehr wieder hinter dem aufklappbaren „Tresen“ – eine Information darüber, was jetzt zu tun sei. Häbbät beugt sich über den Tresen zu mir, mit schlaun, ja Überlegenheit signalisierenden Gesichtsausdruck: „Des is einfach. Schreibe Se en fommlose Antrach“ – und nun erhalte ich sogar die Formulierung für den fommlose Antrach: „Habe meine Schlüssel – die Nummern wänn wischtisch – verloren un bitte um neue. Des lasse Se dann von Irm Chef unnerschreibe.“ „Oh, vielen Dank für den Tipp.“ Da ich zu dieser Zeit Geschäftsführende Direktorin an meinem Institut war, war ich mein eigener Chef, erwiderte also: „Ich habe keinen Chef.“ Erstaunte Reaktion: „Awweite Sie net an de Uni?“ „Doch, ich bin ja Professorin am Institut für Deutsche Sprache und Literatur.“ Häbbäts_Verwirrung war jetzt „fömmlich“ zu spüren. In Mentalesisch: „Wenn die Professor is, bin isch de Kaiser von China.“ Er sagte jedoch, ohne diesen Gedanken preiszugeben: „Jeder, wo awweit, hatn Chef.“ Jetzt weiß ich endlich, was Arbeit und Chef bedeuten und unterschrieb meinen fommlosen Antrag zweimal!

Eine Bedeutung – viele Wörter, viele Bedeutungen – ein Wort

Öl, Döner, Sklaven und Plakate

Vermutlich werden Sie, liebe Leser, die Zusammenstellung im Titel eher befremdlich finden. Aber so etwas hat sich wirklich zugetragen. Letzten Winter bekam ich Heizöl geliefert. Völlig unvermittelt – ich stand ziemlich frierend am Lastwagen, um den Lieferschein zu unterschreiben – der Fahrer, ein Unbekannter von mir, der mich jedoch immer duzt: „Isch fahr ja in de Hauptsesong nemmer in die Tökkei. Nur noch in de Nebesesong, en Unnerschied von 200 €. Raus ausm Hotel gehn mer – mei Freundin un isch – fast nie. Is ja all inklusive, un des Zeusch, was de kaafe könnst, is aach net billisch.“ „Ach so.“ „Nur ãn Dönälade verkaaft Riesedonnã (die immer größer gezeigt wurden, am Ende so riesig wie ein briкетtförmiges mittelgroßes Paket!), da gehen mer alsema hi, un nur fer nur ãn Euro!“ „Ich esse so was nicht, bin Vegetarier.“ Dieser Einschub von mir verhält wie ein „hm“. Aber jetzt kommt mein großer Moment, nicht ahnend, was sich daraus ergibt: „In der Türkei lohnt sich ein Einkauf ja auch gar nicht, da gibt es doch nur Nachahmerprodukte.“ Peng, Startschuss: „Früher, wo die Amerikaner (zeigt mit seinem Finger hoch in die Luft) noch Sklave uff de Baumwollfelder hatte, da habbe die die Jeans noch in Amerika gemacht. Jetzt wännse in de Tökkei un aach annerswo gemacht. Mer habbe dann dadevon e Plakat gekaaft.“ ???????????? Ein Plakat mit Jeans drauf, getragen von einem hübschen, natürlich blonden Mädchen, hauteng, aufgerollt für den Transport (nicht das Mädchen, sondern natürlich das Plakat), dachte ich, zunächst ziemlich verwundert, aber es soll ja die skurrilsten Mitbringsel geben, wovon die Zollbeamten an den Flughäfen regelmäßig berichten. Vielleicht fehlt noch ein Bild in der Wohnung des Öllieferanten, überlege ich. Dennoch: So ganz verstehen konnte ich den Kauf eines Jeans-Plakats in der Türkei eigentlich nicht. Mein Türkeiurlauber war – glücklicher Weise, wie ich kurz danach fand – mit seinen Reflexionen noch nicht am Ende: „De einsische Unnerschied zwischenem Orginal unem Plakat is, dass des Schildsche beim Plakat uff de annern Poback is.“ Heureka: Plagiate!! Übrigens bestanden die Plakate, äh, Plagiate den Waschtest: „Kein Unnerschied, nur die Schildscher sin halt woannersder.“

Jetzt kommt noch eine psycholinguistische Überlegung, das bin ich Ihnen ja schuldig.

Verwechslung von Fremdwörtern nennt man Malapropismen oder formale Wortersetzungen. Was passiert in solchen Versprechern wie „wenn er jetzt eine Liaison hätte“ (gemeint war Läsion, also

Eine Bedeutung – viele Wörter...

Öl, Döner, Sklaven und Plakate

Verletzung) oder die „Hirnregale“ (gemeint waren die Hirnareale, also Hirnregionen)? Vor Kurzem im Frühstücksfernsehen von SAT1: „Stefan Raab hat einen grippalen Effekt, naja, nur einen grippalen Effekt.“ Bei der eine halbe Stunde später mitgeteilten Information hieß es dann: „Stefan Raab hat einen grippalen Effekt, Infekt heißt es ja.“ In derselben Sendung passierte noch etwas, ein bisschen Peinlicheres: „Wie der Beelzepup persönlich, wie der Beelzebub.“ Das ist jedoch kein Malapropismus, sondern ein sog. serieller Versprecher: das [p] von „persönlich“ ist schon in der Planung, wird jedoch zu früh geäußert, das erste [p] in „pup“. Das zweite [p] ergibt sich aus einer Regel des Deutschen. Am Wort- oder Silbenende sind alle Konsonanten stimmlos, auch das geschriebene „b“ am Wortende in „Beelzebub“ ist stimmlos, also [p].

Ich habe ja am Anfang erklärt, dass unser innerer Wortschatz aus zwei Komponenten besteht, einer Bedeutungs- und einer Formkomponente. Bedeutungsähnliche Wörter sind miteinander vernetzt, aber eben auch formähnliche Wörter.

Wie uns die Bedeutungsvernetzung in die Irre führen kann, und nur die, zeigt der kürzlich hereingekommene (SAT1, 14.11.2016) Versprecher

→ Da gehen alle Alarmleuchten an (Alarmglocken)

wobei die Moderatorin auf ihre Ohren zeigt, die zwar hören, aber nicht sehen können! Und Bärbel Schäfer beschreibt am 30.4.2017 das Durchhaltevermögen von Marathonläufern so:

→ Die kneifen die Zähne zusammen.

Da müssten sie wohl zum Zahnarzt gehen, der hat ja eine Kneifzange zum Zähneziehen. Zahnlose Marathonläufer sind mir allerdings noch nie aufgefallen.

Unter Formähnlichkeit versteht man Folgendes: zwei Wörter haben dieselbe Silbenanzahl, vergleichbare Laute und auch vergleichbare Endungen. Bei Versprechern kann es passieren, dass fälschlicher Weise das formähnliche, nicht aber das Beabsichtigte „angeklickt“ wird.

Auch hier ein paar illustrative Beispiele, alle von Sprechern, die des Deutschen mit seinen Fremdwörtern mächtig sind:

→ Vielen Dank für Ihre Syphilisarbeit (Sisyphus)

→ Das Kind mit dem Dow-Jones Syndrom (Down-Syndrom, es waren nicht etwa heranwachsende Broker gemeint)

Eine Bedeutung – viele Wörter...

Öl, Döner, Sklaven und Plakate

→ Ich hätte auch gerne einen Lago Maggiore (Latte Macchiato)

Solche Fehlleistungen dürfen aber nur dann als Versprecher gewertet werden, wenn wirklich gesichert ist, dass der Sprecher beide Formen kennt und die Verwechslung nicht aus Unkenntnis entsteht, wie vermutlich bei den Plakaten. Ein guter Hinweis sind Korrekturen. Unser Türkeurlauber hat sich nicht korrigiert... Auch die folgende Entgleisung ist wohl aus Unkenntnis entstanden. Ein Bordellbesitzer, nach möglichen Geschäftseinbußen auf Grund von AIDS gefragt, antwortete nämlich: „Ach, wisse Se, des derf mer net so hochsterilisiere“; und kürzlich anlässlich des Frankfurter Weihnachtsmarkts: „Welches ist Ihr Lieblingsgetränk?“, so fragte der Journalist des Hessischen Rundfunks. „Feuerzangenboiler“ sprudelte es aus dem Mund der jungen Frau heraus – ein wirklich innovatives Gerät zur Herstellung von Feuerzangenbowlen. Die folgende Äußerung hingegen ist nur ein Versprecher: „Glühwurst und Bockwein“.

Oft sind nicht Korrekturen ein Hinweis darauf, dass der sprachliche Ausrutscher wirklich ein Versprecher war und nicht aus Unwissen hervorgebracht wurde. Oft markieren nämlich auch Lachen, Abbrüche und Ähnliches, dass die Fehlleistung bemerkt wurde: Hier geht es um einen Gottesdienst, der gemeinsam von der evangelischen und der katholischen Kirche gefeiert wurde: „Vielleicht war er ökologisch abgehalten.“ Die Versprecherverursacherin hat ihre Fehlleistung bemerkt, sie wollte natürlich „ökumenisch“ sagen, wie sie mir mitteilte, dazu ist es aber wegen des Lachens nicht mehr gekommen. Ein heftiges Glucksen entfuhr der Person, die folgenden Wunsch in einem Schreibwarengeschäft äußerte: „Guten Morgen, ich hätte gerne Vollkornkarteikarten.“ Gemeint waren natürlich „Karteikarten aus Recycling-Papier“. Man sieht es förmlich vor sich, das Bio-Netzwerk im inneren Lexikon dieser Person, Oberbegriff „Nachhaltigkeit.“

Und nun noch ein wichtiger Hinweis für alle, die – wie ich – die Astrologie für kompletten Blödsinn halten. Doch ich wurde in einem Gespräch eines Besseren belehrt. Man darf sich nämlich nicht allein auf das Sternkreiszeichen verlassen: „Helen, es kommt immer auf den Assistenten an.“ Neulich nachts erfuhr ich vom Physiker Harald Lesch, dass es im Weltall Doppelsterne gibt – ca. 4000 an der Zahl. Er nannte diese Sterne „Kollegen“, verglich sie sogar mit menschlichen Paaren und deren Auf und Ab. Es verhält sich nämlich so, dass ein Stern dieses „Paars“ zunächst ziemlich mickrig ist, der andere hingegen permanent an Masse gewinnt. Doch der mickrige Kollege lässt sich das nur eine Weile gefallen, dann zieht er von seinem Kollegen Masse ab, ein ständiges Hin und Her (wie bei den

Eine Bedeutung – viele Wörter...

Öl, Döner, Sklaven und Plakate

Menschen). Wofür senile Bettflucht alles gut sein kann! Ob jedoch diese Kollegen auch Assistenten beschäftigen, die im Weltall um ihre Chefs herumschwirren, davon hat der Physiker nichts berichtet. Soll ich dann besser mal meinen Mitarbeiter fragen, wie mein Charakter und insbesondere meine Zukunft aussehen werden? Oder handelte es sich nicht doch um meinen „Aszendenten“?

Expressionisten im Frühling

Früher, als mein Leben noch von einer wunderbaren Hündin bereichert wurde, ging ich natürlich zu jeder Jahres-, Tages- und auch Nachtzeit im nahegelegenen Wald spazieren. Während nahezu aller Jahreszeiten war dies das reine Vergnügen. Nur der Mai machte da eine Ausnahme. Wenn alles grünt und sprießt, kommen auch Personen, und zwar Männer, aus ihren Winterverstecken, um sich ahnungslos und noch guter Dinge im Wald dahinschlendernden Frauen zu „offenbaren“ – eklig, widerlich, aber mit einer gehörigen Portion Gelassenheit als lächerlich empfunden. Leider mischten sich auch aggressive Gestalten darunter, und so eine machte unseren Wald unsicher. Eines Morgens fragte mich eine Frau, die auch gerade mit ihrem Hund Gassi ging: „Hamse den jetzt endlich geschnappt, den Expressionisten?“ Glucksen wollte ich natürlich nicht, denn Korrekturen wegen Unwissenheit des Sprechers, sind für mich und generell tabu. Ach so, ich sollte der Vollständigkeit halber hinzufügen, dass der üble Exhibitionist gemeint war, obwohl sich das ja von selbst versteht. Expressionismus ist eine farbenfrohe ausdrucksstarke Malerei. Wie unser „Plakat“ von eben findet sich im Wortschatz der wirklich reizenden Sprecherin nur der Eintrag „Expressionist“, der Form nach dem „Exhibitionist“ sehr ähnlich. Einem Smartphone hätte das übrigens auch passieren können, nur ist es nicht beleidigt, wenn man es korrigiert.

Kreative Wörter

Manchmal fällt einem ein Wort nicht ein oder man hat es gar nicht in seinem inneren Lexikon. Im ersten Fall weiß man alles oder zumindest sehr viel über die zu nennende Person oder den zu bezeichnenden Gegenstand oder Sachverhalt. Aloys Wenzl hat wohl als erster Forscher systematisch auf dieses Phänomen in seinen großartigen Arbeiten von 1932 und 1936 „Empirische und theoretische Beiträge zur Erinnerungsarbeit bei erschwelter Wortfindung“ aufmerksam gemacht, das mit der Studie von Roger Brown und David McNeill (1966) als Tip-of-the-Tongue-Zustand bezeichnet wird. Weil Namen wohl anders gespeichert sind als die restlichen Substantive, sind sie besonders anfällig für lexikalische Suchblockaden. Mein Kollege Franz-Josef Stachowiak berichtet in diesem Zusammenhang eine besonders reizende und treffende Geschichte. In seiner Untersuchung „Zur semantischen Struktur des subjektiven Lexikons“ von 1978 sollten Schlaganfallpatienten mit Sprachstörungen Namen berühmter Persönlichkeiten sagen. Muhammed Ali wurde als Roberto Blanco bezeichnet (offenbar war hier das Merkmal dunkelhäutig von Belang). Der Interviewer berichtet davon einem Kollegen: „Das muss ich Dir unbedingt erzählen. Herr K. hat Muhammed Ali mit „Roy Black“ benannt.“ Auch Forscher können sich täuschen. Hier waren wohl der Anlaut „bl“ im Nachnamen „Blanco“ und das Merkmal dunkelhäutig ausschlaggebend. Beide, der Patient und der Wissenschaftler, meinten Muhammed Ali!

Ausnehmend kreativ sind insbesondere spracherwerbende Kinder: „Guck mal, ich kann ohnehändig fahren“, sagt ein freihändig Fahrrad fahrendes Kind zu seiner Mutter. Ein Nachbarskind beschreibt mir seine neue Bluse als „rückknöpfig“. An solchen und abertausenden anderen Wortschöpfungen zeigt sich auch eindrucksvoll, dass relevante Aspekte des Spracherwerbs nicht auf Nachahmung reduziert werden können. Denn solche Wörter kamen ja wohl nicht in der Erwachsenensprache vor, sondern sind Ergebnis eines ausnehmend schöpferischen Wortbildungsprozesses – ebenso wie „Luftautomat“, geäußert von einem gehörlosen Mädchen, das die Wortform „Ventilator“ nicht, wohl aber die Bedeutung kannte. Beispiele wie diese machen darüber hinaus klar, dass Kinder offenbar schon früh die formalen Regeln von Wortbildungen nutzen. Manchmal ist dies das Einzige und die Bedeutung tritt in den Hintergrund: Eine Grundschullehrerin berichtete dazu Folgendes. Im Deutschunterricht sollen Steigerungsformen geübt werden, also das Muster Wort, Wort“-er“ und Wort“-st“. Dazu schlägt ein Kind ein Adjektiv vor, das von einem zweiten in den Komparativ und einem dritten in den Superlativ verwandelt werden soll. Alles läuft zunächst normal, bis Kevin

Eine Bedeutung – viele Wörter...

Kreative Wörter

„lesbisch“ zur Steigerung preisgibt. Die Lehrerin, irritiert, fragt Kevin: „Weißt Du, was das Wort bedeutet?“ Logisch“, so Kevin, „eine Frau liebt die andere.“ Chantale nun bildet den Komparativ „lästiger“ und Viktor stolz den Superlativ „am lässigsten“. Das ist doch gut gelaufen, finden Sie nicht? Wie wichtig die formalen, also regulären Eigenschaften der Muttersprache sind, belegt der folgende Disput, von dem mir Julia aus Heidelberg berichtet hat. Ein Vater fährt mit seinem Sohn zum Einkaufen, hält an einer Bäckerei und ermahnt seinen Sohn kurz im Auto auf ihn zu warten. Aber das Söhnchen ist viel zu interessiert, um sich alleine im Auto zu langweilen, und betritt die Bäckerei:

→ Sohn: Guck mal, ich bin hergelaufen.

→Vater: Nein, das ist nicht richtig. Du musst sagen: „hergelaufen“.

→Sohn: Hast Du auch Brot gekauft?

→Vater: Nein, es heißt „gekauft“.

→Sohn (empört): Papa, ich glaube, Du weißt selber nicht, wie es richtig heißt.

Die blöden unregelmäßigen Verben, sie stören mächtig die Strukturierungen.

Eine Bedeutung – viele Wörter...
„Feinsinnige“ Wortstrukturen

„Feinsinnige“ Wortstrukturen

→Gerda: Isch habb mer en Couchtisch gekauft, war net billisch.

→Kai-Uwe: Wie sieht’n der aus?

→Gerda: Ei, der is so eiereggisch.

→Kai-Uwe: ???

→Gerda bemerkt Kai-Uwes Stirnrunzeln: Ei, halt wie die Fomm vonnem Ei, net kreisfömmisch, net eggisch, halt en abgeflachte Kreis.

→Kai-Uwe: Ach so, prima.

Kai-Uwe schlendert sinnierend nach Hause. Ach ja, ich vergaß mitzuteilen, dass Kai-Uwe in Berlin aufgewachsen und jetzt Linguist ist, und zwar mit besonderem Interesse am Aufbau des menschlichen inneren Wortschatzes, also dem im Kopf und nicht als Buch im Regal. „Wie also“, so fragt er sich, „kommt es zu diesem außergewöhnlichen Wort?“ Kai-Uwe weiß nun, dass Gerda diese Form meint: 

Während Kai-Uwe dafür ein sog. monomorphematisches Wort (so denkt er, er ist Linguist, und meint damit ein Wort ohne interne Struktur) hat, nämlich „oval“, hat Gerda eine Wortbildungsregel angewendet und ein sog. polymorphematisches Wort gebildet, ein Kompositum aus „eier“ und „eggisch“. Das hätte Kai-Uwe natürlich verstehen können, wenn es bloß nicht den Widerspruch zwischen „eier“ und „eckig“ geben würde.

Aber für Gerda ist es eben kein Widerspruch, denn „eckig“ meint für sie offenbar sowohl 

als auch allgemein Form. Zufrieden setzt sich Kai-Uwe vor den Fernsehapparat, um die Champions-League-Übertragung 1.FC Bayern gegen AS Rom anzuschauen. Der Tag ist gerettet: Kai-Uwe hat einen Einblick in Gerdas mentales Lexikon erhalten und Bayern hat gewonnen.

Gleich am nächsten Tag wird Kai-Uwe erneut herausgefordert. In einer Apfelweinkneipe (korrekt: Äbbelwöiwättschaft) schnappt er das Wort (????)“ Mämauerbäbambler“ auf. Dieser Frankfurter Ausdruck ist sehr bildhaft. Haben Sie eine Idee? Als Hilfe mag vielleicht die Übersetzung dienen:

Eine Bedeutung – viele Wörter...

„Feinsinnige“ Wortstrukturen

„Mainmauerbeinbaumler“ (übrigens: ã meint ein nasales a, das gerne im Frankfurterischen vorkommt). Mainmauerbeinbaumler ist sehr polymorphematisch, jemand, der auf einer Mauer am

Main (sitzt) und mit den Beinen baumelt. Das kann sich Kai-Uwe noch irgendwie erschließen, weil er als Linguist (und als Sprecher des Deutschen) solche Kompositionsmuster kennt. Schließlich weiß er ja, dass man aus Verben durch Anhängen von „-er“ Substantive bilden kann, wie bei „Taucher“, „Lehrer“ usw. Also: es handelt sich um einen Baum-l-er. Nur, dass der Baumler ständig auf der Mainmauer sitzt, das kann Kai-Uwe nicht wissen. Haben Sie eine Idee, was das Wort meint? Es handelt sich beim Mämauerbäbambler um einen Taugenichts oder Tunichtgut (beides auch recht kapriziöse Komposita!). Aber ist nicht das Bild, das der Ausdruck „Mämauerbäbambler“ zeichnet, letzten Endes viel klarer?

Kai-Uwe beginnt, sich in den Frankfurter Dialekt „einzugrooven“. Als er den Gerhard – nicht wundern, verehrte Standardsprecher, Frankfurter dürfen Eigennamen mit Artikeln verwenden, sie müssen es sogar – im Wartezimmer seines Hausarztes trifft, kommt mit ihm ins Gespräch. Zeit ist ja im Übermaße vorhanden. Auf seine Frage, weswegen Gerhard zum Doktor will, antwortet dieser: „Isch habb zeit ein paar Daach so Ransereise.“ Kai-Uwe versteht sofort und drückt sein Bedauern aus: Gerhard hat seit einigen Tagen Bauchweh („Ranzenreißen“). Erstaunt ist er hingegen, als er vom Leid eines anderen geduldig wartenden Patienten erfährt: „Un isch hab alsfort Kopprobbe“.

Situationsbedingt denkt Kai-Uwe nicht an eine besondere Robbenart. Da er aber jetzt aufgerufen wird, denkt er nicht mehr an dieses dialektale Rätsel. Hier die Lösung: „Kopfschmerzen“ („robbe“ kann man auch Unkraut, also „herausreißen“, „rupfen“). So ganz aber im Dialekt ist er sowieso nicht zu Hause. Als seine Vermieterin das outfit ihrer Bekannten, der aal Schlumbel, mit „Musterkatt leih mer die Fomm“ (Musterkarte leih mir Deine Form) kommentierte, da scheiterte er. Es tat sich in ihm kein zu der sehr kapriziösen Redewendung passendes Bild auf. Hier die Auflösung: Form und Farbgebung sowie Musterung der Kleidung waren vollständig daneben. Die Vermieterin spürte offenbar, dass sie mit ihrer Bewertung etwas zu weit gegangen war: „Isch seh zwar aach aus wie e Läsch, abbä des lischt an meim Aldä“. Kai-Uwe weiß ja mittlerweile, dass „ch“ im Frankfurterischen zu „sch“ wird, daher weiß er, dass „Lärsch“ eine Lärche ist. Wieso Lärchen unansehnlich sind, versteht er jedoch nicht. Wieder spürt er schmerzlich, dass er als Zugereister (in Köln hieße er „Immi“) die sich sprachlich äußernden Bilder des Frankfurterischen nicht immer kapiert. Frankfurter haben halt eine andere Sprachkultur. Dies ist aber nicht den Dialekten vorbehalten, sondern gilt für alle Sprachen dieser Welt.

Eine Bedeutung – viele Wörter...

„Feinsinnige“ Wortstrukturen

Ein Hoch auf Wikipedia: Einige Zeit später, eigentlich schon am nächsten Tag, begegnete Kai-Uwe seine Vermieterin erneut im Treppenhaus – ob zufällig oder ob sie aus kommunikativer Not absichtlich gerade dann, als Kai-Uwe seine Wohnung verließ, ihre Tür öffnete, sei dahingestellt. Jedenfalls berichtete sie vom neuen Freund ihrer Nichte, auch ein Student: „Der hat immer so Jeans an, des sin eschte Labberhose, da muss mer föschte, dass sie gleisch runnerfalle; der leeft wäklisch rum wie en Pannefflicker.“ Dass „pf“ im Frankfurterischen gerne zu „p“ vereinfacht wird, das wusste Kai-Uwe schon. Also googelte er „Pfannenflicker“ und erschloss sich nach der Lektüre des Wikipedia-Eintrags und Betrachten der Abbildungen ganz „eigenständig“, dass der so charakterisierte Student schlampig aussieht, wie die Pfannenflicker, ein heute ausgestorbener Beruf, der aber in der Frankfurterischen Redewendung weiterlebt.

Gelegentlich kann man auch im mentalen Lexikon eines Dialektsprechers Veränderungen – zum Besseren irgendwie – beobachten. Ein Bekannter von mir, der sehr gerne und viel reist, neigt zum Vergleichen von Hotels nach Maßgabe ihrer Gäste. Handelt es sich dabei seiner Meinung nach um Angehörige einer wie auch immer gearteten besseren Schicht, so bezeichnete er diese über Jahre hinweg als die „High Saisetie“ (Society). Seit einiger Zeit hat er diesen Ausdruck ersetzt durch „die obere Etagerie“ (Etagerie)! Diese Neubildung kann man jedoch nicht in das allgemeine Dialektlexikon aufnehmen, denn er ist sein ganz persönlicher Ausdruck, also nicht allgemein dialektal, sondern idiolektal, so sagen die Linguisten.

Dialekte sind ohnehin oft sehr charmant. Manche Sprecher, die mit einem Dialekt aufgewachsen sind, empfinden diesen als ihre sprachliche Heimat – „Die Sprache ist das Haus des Seins“ – so hat es der große Philosoph Martin Heidegger sehr treffend formuliert. Da aber, vor allem natürlich in der Schule, Dialektgebrauch sehr oft verpönt ist, versuchen sich gelegentlich Dialektsprecher in der „Hoch“- besser Standardsprache, auch wenn dies gar nicht erforderlich ist. Frankfurter, die ja den „ch“-Laut (wie in „ich“) durch „sch“ ersetzen, neigen dann zu sehr niedlichen Fehleinschätzungen. Sie bestellen ein Pfund Kirchen, vor lauter Angst, „sch“ auszusprechen. Linguisten nennen dieses Phänomen Hyperkorrektur. Hier erzähle ich noch von einer Begebenheit, von der mir mein lieber Freund Heinz-Günther Heygen vor Jahren berichtet hat. Seine Eltern warten auf ein Ehepaar, ebenfalls Frankfurter, die sich verspäten. Schließlich treffen die Gäste ein. Die Besucherin entschuldigt sich bei der Gastgeberin M.: „M. entschuldige bitte, wir hatten eine Pfanne.“!!! Kai-Uwe und wir wissen es ja schon: Im Frankfurterischen wird „pf“ oft zu „p“ reduziert, also „Pfanne“ zu „Pann“ – also alles in Ordnung, oder doch nicht?

Das hingegen gibt es auch: Manche Menschen haben wohl eine unangemessen großartige Selbstwahrnehmung. Sie äußern vielleicht, dass sie mit einem Nachbarn nicht zurechtkommen, denn: „Des is net unser Niveau.“ Zwischen dem allzu schlichten Nachbarn und den niveauvollen

Eine Bedeutung – viele Wörter...

„Feinsinnige“ Wortstrukturen

Zeitgenossen klafft nach deren Einschätzung also eine schier unüberwindbare Bildungslücke. Gefragt, wo ich am Abend zuvor gewesen bin – ich wurde anscheinend beim Weggehen beobachtet -, antworte ich meiner niveauvollen Nachbarin: „Ich war mit Freunden essen.“ „Was hastn gesse?“ „Gnocchi“ antworte ich, wohl in der für meine gebildete Nachbarin irrigen Aussprache [njoki]. Ach, da war sie wieder, die Bildungslücke zwischen der oberen Etagerie und mir da unten: "Helen, des heißt [knotschi]." Jetzt wusste ich's: Auch ich gehöre zu den Personen, die „net dene ihr Niveau sin.“¹

Aber ich möchte dieses Kapitel nicht auf diese negative Weise schließen. Hier kommen also noch zwei wunderschöne Frankfurterische Konjunktionen für „so als ob“: „als gut spresch“ und die Steigerung an Komplexität: „als wie Gottes Gespräch“. Ganz unabhängig von den Inhalten ist Gott immer vorhanden, jedenfalls im Frankfurterischen, wie tröstlich.

¹ Wohlgemerkt: Es ist nicht der Dialekt, der irritiert, sondern die Belehrung.

Eine Bedeutung – viele Wörter...

„Eine Sprache ist ein Dialekt...“

„Eine Sprache ist ein Dialekt mit einer Armee und einer Marine!“¹

Unter linguistischer Perspektive ist es ohnehin mächtig schwierig, wenn nicht gar unmöglich, trennscharfe Kriterien für die Abgrenzung von Dialekt und Sprache (also der jeweiligen National- oder Standardsprache) zu ermitteln. Klar, die lautliche Gestalt von Wörtern mag sich unterscheiden von der Standardform:

→ Im Balluffhebe sin mer asch geschmeidisch, fast fännsehreif

→ Mer spiele noch die Hos leer

→ Peter: Muss isch dann immer nur die kozze spiele, des bringt doch nix.

→ Jacqueline (Deutsch Fremdsprache, Dialekt wird nur gelegentlich verstanden): Oh je, muss der Peter sich übergeben? Ist ihm schlecht?

→ Helen: Nein, kozz bedeutet kurz, Peter meint kurz gespielte Bälle.²

Und einige Wörter kommen nur im jeweiligen Dialekt vor, erinnern Sie sich an „eiereggisch“?

Ganz reizend sind auch folgende Redewendungen in Frankfurt (am Main): „Der hat mer Frigadelle uffs Ohr gebabbelt“ und „Der hat mer Rost ans Moffa geschwätzt“ – was für fantastische Bilder. Man sieht förmlich die dicken geschwollenen und geröteten Ohren vor sich (passiert ja oft beim langen Telefonieren) und eine geschwätzige Person, die einfach ununterbrochen quasselt, es regnet, der Zugetextete hält sich an seinem Mofa fest, seine zarten Fluchtbewegungen werden nicht registriert, schließlich regnet es so stark, dass der Redeschwall mit folgender Ankündigung/Drohung abgebrochen wird: „Ich schell Ihne nachher.“ Noch hinterhältiger ist aber der Tipp mitten im Redeschwall: „Vergesse mal die Redd net.“ Und wenn der Inhalt des Gebabbels für nicht angemessen gehalten wird, dann kann es zu diesem abschätzigen Kommentar kommen: „Wo die annern e Hänn habbe, habbe die e uffgeweischt Brötsche!“

Leider treten vermehrt auch in der Standardsprache immer wieder Ausdrücke auf, die so skurril sind wie „eiereggisch“. „Erwartungshaltung“ ist ein Beispiel dafür. Was bitteschön ist das, ein weißer

¹Das Zitat stammt von Max Weinreich, im Original in Jiddisch.

²Und das gilt übrigens auch für Gebärdensprachen. Jeder Hörende, der wie ich Gebärdensprache lernt, wird bald erfahren, dass es im lexikalischen Bereich viele dialektale Varianten gibt.

Eine Bedeutung – viele Wörter...

„Eine Sprache ist ein Dialekt...“

Schimmel? Erwartung ist ja schon eine innere Haltung. Daher sollte wieder nur von „Erwartung“ gesprochen werden, es sei denn, man müsste, wenn man etwas erwartet, eine bestimmte Körperhaltung einnehmen, etwa den Kopf neigen, oder einen bestimmten Gesichtsausdruck haben, etwa angespannt schauen. Offenbar stehe ich mit dieser Meinung auf weiter Flur: „Er konnte diese Erwartungshaltung nicht halten“, so hörte ich kürzlich. Ob die Person vielleicht Nackenstarre nach allzu langem Kopfneigen befürchtete? Nicht ganz isoliert bin ich mit Max Goldt; so finde ich auch, dass die neuerdings von „daher“ zu „von daher“ erweiterte Konjunktion Kokoloeres ist. „Daher“ gibt einen Begründung an, eine Präposition hat da nichts verloren.

Meine ehemalige Linguistikstudentin Sabine hat gerade diese letzte Einlassung ganz wunderbar ergänzt: „Eine Steigerung ist für mich ‚von dem her‘, nicht ‚deswegen‘, ‚darum‘, das offenbar von den vielen einfallslosen Interviews und Antworten (mit/von Sportlern) in das Standarddeutsche eingeflossen ist.“ Und eine noch abartigere Steigerung ist das mittlerweile ebenfalls oft verwendete ‚von daher gesehen‘. Dazu fällt einem wirklich nichts mehr ein.

Sabine erwähnt noch einen höchst merkwürdigen Ausdruck, sie nennt ihn einen weiteren „Aufreger“: „‘Am Ende des Tages‘ statt ‚am Ende‘, ‚hinterher‘, ‚am Schluss‘“, klingt ja so cool (!), ist wieder so ein blöder Anglizismus.“ Denn „at the end of the day“ bedeutet „letzten Endes“ und nicht „am Ende“, das heißt im Englischen nämlich nur „at the end“.

Eigentlich wollte ich zum Thema ‚Verunstaltung des Deutschen‘ gar nichts mehr schreiben. Aber dieser Kommentar hat mich ermuntert, doch noch den folgenden Anglizismus anzuführen, der offenbar nur mir als tatsächlich ungrammatisch auffällt. „Und da kommt Königin Elisabeth gefolgt von ihrem Sohn Prinz Charles.“ Testen Sie das mal: „Königin Elisabeth wurde von ihrem Sohn gefolgt!“ Das geht nämlich im Deutschen gar nicht, wohl aber im Englischen. Warum?

Passivkonstruktionen sind im Deutschen nur möglich bei Verben mit Akkusativobjekten, die in solchen Sätzen zum Nominativsubjekt werden. „Folgen“ jedoch wird kombiniert mit einem Dativobjekt. Hier der Kontrast: „Brigitte Bardot folgt ihrem Hund Daisy.“ – „Ihrem Hund Daisy wird von BB gefolgt.“ – „BB verfolgt ihren Hund Daisy.“ „Ihr Hund Daisy wird von BB verfolgt.“ „Gefolgt von“ ist daher nichts weiter als ein verkürztes Passiv, geht also gar nicht.

Zu guter Letzt: Sabine ist noch was aufgefallen, nämlich das Wort „zeitgleich“: „das (klingt) anscheinend viel gebildeter als ‚gleichzeitig‘. Warum bloß? Würden wir sagen: ‚Ich habe Kaffee gekocht und zeitgleich mit meiner Oma telefoniert.‘ Wie Recht Sabine doch hat. Jetzt aber genug der

Eine Bedeutung – viele Wörter...

„Eine Sprache ist ein Dialekt...“

besserwisserischen Nörgelei, obwohl ich gerne noch was Bösesartiges zu „Ich habe Björns Verhalten ein Stück weit akzeptiert.“ bemerken würde. Ich lass’ es aber.

Wie aber verhält es sich mit der Grammatik in den verschiedenen Dialekten? Die müsste doch wirklich in allen Varianten des Deutschen (die Sprache, die mir vertraut ist) gleich sein. Aber da kommt uns das Bairische in die Quere, wie Jörg Keller und ich in unserem Buch „Grammatische Strukturen – kognitive Prozesse“ (2004) gezeigt haben:

→ Du sollst song, an wäichen Schuah dass-st wuist.

(Du sollst sagen, einen welchen Schuh dass -st willst).³

Wie die wortwörtliche Übersetzung zeigt, geht so eine grammatische Konstruktion im Standarddeutschen nicht.

³Vielleicht sollte Bayern wieder doch ein autonomes Königreich werden – mit so einer eigenen bairisch-royalen Grammatik. Ach, da fällt mir noch ein, dass die Fernsehkommentare des genialen, aber nicht mehr aktiven Skifahrers Markus Wasmeier untertitelt wurden, man hätte ihn sonst nicht verstanden.

Eine Bedeutung – viele Wörter...

„Eine Sprache ist ein Dialekt...“

Eine Bedeutung – viele Wörter

Teekesselchen - Teekesselschä

Teekesselchen – Teekesselschä

Als Kinder haben wir ein Spiel gespielt, in dem ein Wort geraten werden sollte, das zwar nur eine Form, aber zwei Bedeutungen hatte, z.B. „Schloss“ – das Teekesselchenspiel. Sollten heutige Kinder noch ein Interesse an diesem Spiel haben, was ich nicht weiß, dann könnten sie z.B. „Maus“ oder „Fenster“ erraten lassen. Linguisten haben dafür natürlich einen schicken Ausdruck: Ambiguität oder Mehrdeutigkeit. Zweideutigkeit wäre eigentlich die richtige Übersetzung, aber das meint im allgemeinen Sprachgebrauch bekanntermaßen etwas anderes.

Ambiguität ist übrigens etwas sehr Charakteristisches für Sprachen. Mark Twain beklagt in seinem fantastischen Buch „Die schreckliche deutsche Sprache“ (Nachdruck 2010), wie entsetzlich mehrdeutig deutsche Wörter sind: „Züge (füllen im Wörterbuch)... anderthalb Spalten“. Hier ein Ausschnitt (S. 51)

Zug

1. Schluck
2. Ruck
3. Fischfang
4. Prozession
5. Marsch
6. Schwarm
7. Tendenz
8. Ansturm
9. Eisenbahn
10. Karawane
11. Durchreise
12. Hub
13. Ausdruck
14. Miene
15. Schwung
16. Charaktereigenschaft
17. Aussehen
18. Schritt beim Schach
19. Orgelregister
20. Schublade
21. Atem
22. Veranlagung
23.

Eine Bedeutung – viele Wörter

Teekesselchen - Teekesselschä

Schauen wir uns noch das deutsche Verb „gehen“ an: „Morgen geht Willy an die Uni“. Das bedeutet nicht notwendiger Weise, dass Willy zu Fuß geht. Nur dann kann man sagen „Morgen geht Willy langsam an die Uni“ (sonst rennt er immer, weil notorisch zu spät), sondern er fährt mit dem Bus und kann trotzdem an die Uni gehen. Auf die Frage „Wie geht es Dir?“ kann man nicht antworten: „Mir geht es langsam“. Hier spielt die Fortbewegung keine Rolle. Und Beine sind nicht gemeint, wenn man sagt „Der Teig muss noch gehen“. Aber obzwar (!) man auf die Frage „Wie kommst Du mit Deiner Diss voran?“ mit „Leider geht es nur langsam voran.“ antworten kann, läuft weder der Angesprochene noch haben Manuskripte Beine. Wie hinterhältig solche Ambiguitäten sein können, wissen bestimmt auch alle FAZ-Leser, die jeden Freitag über dem Rätsel brüten: „Schreibt für jedermann und sich selbst tiefe Frömmigkeit zu.“ Nach quälendem Grübeln finde ich „Stift“. Ob aber nur das Deutsche, wie Mark Twain behauptet, reich an Ambiguitäten ist, wage ich zu bezweifeln. Mark Twain verschweigt nämlich, dass z.B. das englische Verb „go“ einen richtig schwierigen Januskopf hat: „George is going to church“ : hier geht George in die Kirche; im Vergleich zu „George is going to be king“: hier geht George gar nicht, sondern „going“ drückt ein zukünftiges Ereignis aus (das könnte dauern, den George ist ja nur der Dritte in der Erbfolge).

Ambiguität gibt es nicht nur bei Wörtern, sondern auch in Sätzen: „Wir schreiben dem Linguisten im Gefängnis einen Brief.“ Wer ist hier im Gefängnis, der Linguist oder wir? Die einzelnen Wörter in diesem Satz sind nicht ambig, wohl aber ihre Zusammengruppierung. Wir schicken dem bemitleidenswerten Linguisten, der sein Leben im Gefängnis fristet, einen Brief. Übrigens waren zu Zeiten des Vietnamkriegs einige amerikanische Linguisten im Gefängnis, weil sie sich geweigert hatten, den Krieg durch ihre Steuerzahlungen zu finanzieren! Oder wir bedauernswerte Wesen schreiben in einer kargen Zelle (außer Darmstadt-Weiterstadt) sitzend dem Linguisten in Freiheit einen Brief. Gerade einen Witz gehört, der sich diese Mehrdeutigkeit zu Nutze macht: Eine Dame betritt eine Boutique und fragt die Verkäuferin: „Könnte ich mal das Kleid im Schaufenster anprobieren?“ Antwort der Verkäuferin: „Ja gerne, aber wir haben auch Umkleidekabinen.“ Ach, eigentlich wollte ich etwas ganz anderes berichten. Das kommt jetzt.

Wie Sie vielleicht wissen, bieten die öffentlich-rechtlichen Sender sog. Funkkollegs an, zu diversen Themen. Einer der ersten Kurse war das Funkkolleg Sprache, zu dem die Teilnehmer auch Begleitseminare besuchen konnten. Ich bot ebenfalls ein solches Seminar an und interessierte mich dafür, wie andere Begleitseminare abliefen. Einmal hospitierte ich in Offenbach. Und just in dieser Sitzung ging es um Ambiguität von Wörtern, also Teekesselchen. Nach einer Erklärung ermunterte der Dozent die Teilnehmer, weitere Beispiele für ambige Wörter beizusteuern. Und hier ein Beitrag: „Er kam in Begleitung“. Nach kurzem erstaunten Schlucken bedankte sich der Dozent für dieses schöne Exemplar. Es war nämlich ein dialektales Teekesselsche. Denn im Offenbach-Frankfurter

Eine Bedeutung – viele Wörter

Teekesselchen - Teekesselschä

Dialekt werden „Bekleidung“ und „Begleitung“ identisch ausgesprochen, „Begleidung“. Der Offenbacher wie auch der Frankfurter hängt an „weichen“ Konsonanten, sei es ein „g“ für ein „k“ oder ein „d“ für ein „t“. Teekesselchen gibt es halt überall und die traditionelle Feindschaft zwischen Frankfurt und Offenbach wird zum gemeinsamen weichen Konsonanten.¹

¹ Wie überall in Sprachen finden sich aber auch „Ausnahmen“: Denn bei uns in Frankfurt fährt man sein Auto in die „Karasch“!

Noch ebbes: dem Frankfodder sei Philosophie

Alltägliche Begegnungen bei uns in Frankfurt können Lehrstücke in Lebensphilosophie sein. Neulich traf ich Frau Pfannenstiehl (für Freunde es Pännsche) vor einem Supermarkt und erkundigte mich nach ihrer Tochter Gertrud, der Geddi: „Ei, mei Dochtä mescht jetzt beim Häddi ins Büro“¹ – das musste ich, die Standardsprecherin, natürlich nicht wortwörtlich verstehen! „Abbä“, so fuhr es Pännsche fort, „was die da mäsch, des sinn lauter Fätz.“ Ich war ziemlich in Eile, was es Pännsche jedoch nicht registrierte, denn sie war es gewohnt, sich auf ausgedehnte Unterhaltungen einzustellen, wenn denn schon jemand ihr eine Frage stellte. „Heut is alles viel besser. Wo isch noch en klaane Lehrbuzz war, da hadde mer nix zu lache.“ Da nämlich waren der weite, oft beschwerliche Weg zur Lehrstelle, der ewig missgelaunte und strenge Lehrherr und überhaupt die ganze karge Nachkriegszeit: „Mer hadde nix zu beiße und nix zu naache“. Ich nicke Anteil nehmend und verständnisvoll und scharre mit den Hufen, weil ich nach Hause gehen will, wo die Korrektur von Klausuren auf mich wartet. Es Pännsche interpretiert meine Unruhe als Frieren und schlägt daher vor, in den Supermarkt hineinzugehen, denn drinnen ist es ja wärmer. Gehorsam folge ich ihr, Korrekturen sind sowieso doof. Ihre Tochter hat übrigens seit Kurzem einen Freund, de Kuddi, worüber es Pännsche eigentlich erfreut sein sollte. Aber manchmal hat sie den Eindruck, dass de Kuddi, obwohl nicht besonders helle, sehr erfolgreich seine Wünsche durchsetzen kann: „Der is zwar doof, aber der is doch net bleed.“ Überraschend, dass sie mein mentalesisches „doof“ erahnt hat. Für mich noch überraschender war allerdings, dass sich im Frankfurterischen die Bedeutungen von „doof“ und „blöd“ („bleed“) unterscheiden, das erkennt man ja am Kuddi. „Ganz anners“, so fährt es Pännsche fort, „wie ihrn vorische Freund, der hat zwar studiert uff Dokter, aber der war dachbabbebleed.“² Die Geddi, das musste noch hinzugefügt werden, ist eine ziemlich nervöse Person, kann kaum länger ruhig auf dem Stuhl sitzen, muss ständig vor die Tür (eine rauchen) oder auf den Balkon: „Mussde schon widder raus. Du bist en rischtische Laafarsch.“ Die Geddi hat sich mit der Zeit an solche Kommentare gewöhnt. Dass sie stets Wohnung verlassen muss, ärgert sie schon, doch als echte Frankfurterin denkt sie: „Was e Elend, als weiter.“ Dieses knappe, alles Wesentliche enthaltende Lebensmotto gefährdet den Beruf der vielen sog. Helfer in Krisen, Selbstfindungsgurus,

¹ „Büro“ und auch „Balkon“ werden im Frankfurterischen auf der ersten Silbe betont. „Balkon“ wird daher nicht zu „Balkong“, wie im „Standarddeutschen“, mit dem komischen „ng“. Normaler Weise werden zweisilbige Wörter auf der ersten Silbe betont, ein Betonungsmuster, das sich ganz kleine Kinder zu Nutze machen, um aus dem kontinuierlichen Lautstrom Wörter herauszufiltern. Die Betonung auf der zweiten Silbe gibt es nur bei Entlehnungen wie „Büro“ oder „Balkong“.

² „Dachbabbebleed“, also „überaus blöd“, habe ich vor Kurzem von Joachim Scherer gehört (Hessisches Fernsehen, Comedy Tower, am 30.1.2018)

Eine Bedeutung – viele Wörter

Noch ebbes

Regisseure von absurden Familienaufstellungen und richtig teuren Workshops in Achtsamkeit – ganz aktuell im produktiven Wortschatz angekommen (nicht nach dem Muster „Einsamkeit“ und „Zweisamkeit“ gebildet, sonst würde es sich nur um acht Menschen handeln), ach all den Coaches schwimmen die Felle – Fälle weg und sie müssen sich einen anderen, ehrenwerten Beruf wählen; es schließen auch unzählige Geschäfte, die Räucherstäbchen, undefinierbare, als überaus wohltuend angepriesene Öle und esoterische Sphärenklänge wiedergebende CDs anbieten. Was für ein Pech. Mein Tipp, auf die Frankfurter hören: Was e Elend, als weiter.

Eine Bedeutung – viele Wörter

Ach, mach Disch fott

Ach, mach Disch fott

Gerhild hat sich ein neues Kleid gekauft, ein bisschen retro, mit Punkten und schön schwingendem Rock: „Gestern in de Stadt, net lang gesucht, schnell gefunne“. „Ach, mach Disch fott“, so Gerhilds beste Freundin Adelheid. Gerhild entfernt sich aber nicht – so würden wir nicht-Einheimische es doch erwarten- nein, Gerhild erkennt Adelheids durch „Ach, mach Disch fott“ ausgedrücktes Erstaunen und befolgt deren Aufforderung „Komm emal her“, denn sie möchte gerne mal den Stoff fühlen. Gerhild, stolz wie Bolle (Berlinerisch) nähert sich ihrer Freundin deutlich vernehmbar murmelnd: „Mer muss halt es Budget habbe, um sisch so e Designerkleid leiste zu könne.“ Und natürlich muss man auch wissen, welche Boutique oder welche Marke gerade angesagt ist, auf keinen Fall so Läden wie H&M oder Zara, geschweige denn die Kaufhäuser und so weiter und so weiter aufsuchen. All das arrogante Geschwätz kriegt Adelheid entgegengeschleudert. Adelheid schlägt zum Gegenangriff zu: „Ach tu disch net so uffmandele“ (mach Dich nicht so wichtig). So endet wie ganz oft die Begegnung von Gerhild und Adelheid, und wieder einmal zerbricht ihre Freundschaft – zumindest für einige Zeit. Zuhause angekommen berichtet die äußerst empörte Gerhild mit hochrotem Kopf ihrem Gatten Friedhelm von dem grausamen Treffen mit Adelheid: „Die tut misch immer kujoniern, isch redd nemmer mit erer.“ Friedhelm passend zu seinem Namen versucht – wie jedes Mal – seine Gattin zur Besonnenheit zu ermahnen: „Immer wennde die Adelheid getroffe hast, tusde so asch jaunern.“ Und überleg es Dir nochmal. Ihr kennt Euch schon so lange, da schmeißt man eine Freundschaft doch nicht so einfach hin. Gerhilds Gesichtsfarbe wird allmählich wieder hell und die Zornesfalten glätten sich auch, sie braucht selbstverständlich einige Bedenkzeit: „Da muss isch erst noch emal drübbä nachsimeliern.“

Der steinige Weg ins digitale Zeitalter

Seit einiger Zeit besitze auch ich sämtliche (oder nahezu sämtliche) digitalen Equipments (!), die mich mit der ganzen Welt verbinden (sollten). Leider – oder besser erwarteter Weise – stellen sich oft, allzu oft, Probleme ein, die nicht auf meine Ignoranz zurückzuführen sind und die daher mit der Telekom gelöst werden müssen. Mal geht das Festnetz, mal das Internet nicht, mal ist es der Router, was immer das auch sein mag, mal der Adapter, mal passt die Bridge für das Fernsehen nicht. Keine Ahnung, warum man diese Teile braucht und was sie bedeuten. Also Anruf bei der Telekom. Anders als es mir viele Kunden berichten, erwische ich meist sehr schnell freundliche, jedoch nicht immer kompetente „Service-Berater“, aber im Wirrwarr der Call-Center findet sich dann doch irgendwann jemand, der richtig gut Bescheid weiß, so auch letztens. Zur Beseitigung einer globalen Störung sollte ich eine bestimmte Seite im Computer aufrufen, dann in das Fenster eine Ziffernfolge eingeben: „Wissen Sie, das Fenster befindet sich ganz oben auf Ihrem Bildschirm“ informierte mich der Telekom-Berater. „Ich weiß doch, was ein Fenster ist“ entgegnete ich, stolz wie Oskar. Denn ich bin im Besitz einiger Ausdrücke aus der digitalen Terminologie, die ich allerdings nur ziemlich allmählich erworben hatte. Es gab nämlich eine Zeit, in der für mich eine Festplatte ein großer Teller war, auf dem belegte Brote für ein Fest hergerichtet worden waren! Doch nun zurück zur Beratung. Denn der kommunikative Herr von der Telekom schilderte mir dies: „Sie glauben nicht, was sich in dem Zusammenhang alles ereignen kann. Anlässlich einer Problemlösungssituation bat ich einen verzweiferten Kunden, alle Fenster zu schließen.“ Daraufhin entstand eine lange Pause, länger jedenfalls, als die für das Schließen von digitalen Fenstern benötigt würde. Schließlich meldete sich der Kunde wieder, mit empörter Stimme: „Jetzt habb isch alle Fenster in meiner Wohnung zugemacht, abbä am Bildschämm hat sisch nix geännert.“ So ein Pech aber auch!

Gehört, geschrieben, gelesen und falsch verstanden

Geteiltes Wissen ist halbes Wissen

Mit zwei Freundinnen, Ulla und Marina, sitze ich in einer zugebenermaßen sehr lauten Kneipe – dröhnende serbische Musik, ein TV mit Rihannas „Gesang“ und ein TV mit der Übertragung eines Bundesligaspiels (ich glaube mich zu erinnern, dass Eintracht Frankfurt gewonnen hat). Für eine erfolgreiche Kommunikation sicherlich keine optimalen Bedingungen. Dennoch – und auch weil ich von meinem immer noch guten Gehör ausgehe – beginne ich ein Gespräch mit einer Frage, die mich nach der Lektüre eines Artikels über die Abschaffung des §173 Strafgesetzbuch und der sich daraus ergebenden Straffreiheit für die Ehe von Verwandten 1. Grades beschäftigt: „Was haltet Ihr davon, dass der Ethikrat vorgeschlagen hat, die Geschwisterehe nicht mehr zu bestrafen?“ Zunächst keine Reaktion. Dann jedoch die erstaunte Reaktion meines Gegenübers Ulla: „Was hat denn Edeka damit zu tun?“ Und dann noch empörter: „Das gehört doch überhaupt nicht zu den Aufgaben von Edeka!“ Ich wäre vor Lachen fast vom Stuhl gefallen und denke, dass Sie, liebe Leser, auch zumindest schmunzeln. Den Verhörer konnte ich mir nicht erklären, denn der Umgebungslärm konnte doch nicht allein dafür verantwortlich sein. Ich war wohl fälschlicher Weise davon ausgegangen, dass wir beide ein Wissen teilen. Geteiltes Wissen soll ja – so die Psycholinguisten – erfolgreiche Kommunikation garantieren. Dieses Wissen hätte es doch ermöglichen sollen, dass die durch den Lärm möglicher Weise nur noch wahrnehmbaren phonetischen Fetzen (e - t - i - k - a) im Kontext meiner Frage zu Ethikrat, und nicht zu Edeka, führen. Immerhin war meine Gesprächspartnerin empört über die Allmachtsphantasien von Edeka.

Anders mag es sich verhalten, wenn man Wörter in Liedern nicht richtig versteht, denn oft können wir aus dem restlichen Liedtext das nur partiell oder gar nicht verstandene Wort angemessen rekonstruieren. Das Buch von Sven Stillich hat „Hau auf die Leberwurst“ (2011) enthält eine ganze Menge solcher Verhörer. So wird in einem Pop-Song von „Ich und Ich“ Folgendes verstanden: „Es tobt der Hamster vor meinem Fenster“. Was würden Sie denken, wo der Verhörer ist? Gesungen wurde nicht „Hamster“, sondern „Hass da“. Reizend auch der Hörerwunsch „Walter under the bridge“ zu spielen, ein Lied von Adele mit dem Titel „Water under the bridge“. Welches Bild mag der Hörer wohl im Kopf haben, einen Obdachlosen, der unter einer Brücke lebt? Aber ob Adele so etwas

Gehört, geschrieben...

Geteiltes Wissen ist halbes Wissen

Sozialkritisches wohl in einem Lied thematisieren würde? Ich glaube, eher nicht. In dem Buch von Stillich berichte auch ich von ein paar einigen Verhörern. Immer, wenn ich das wunderbare Lied von Herbert Grönemeyer „Der Weg“ anhörte und bevor ich den Text gelesen hatte, verstand ich eine Passage als: „Deine heitere Wade“. Ich habe mich immer gewundert, was heitere Waden in einem Lied, das Grönemeyer zum Abschied von seiner krebskranken Frau geschrieben hat, zu suchen haben. Wohl dichterische Freiheit, eine Metapher für den anmutigen Gang seiner Frau? Nein, Grönemeyer singt: „Deine heitere Würde“.

Ist der Mutterspracherwerb noch nicht abgeschlossen, fehlen gelegentlich noch Wörter. So kann es zu erstaunlichen „Verhörern“ kommen, wovon Axel Hacke in seinem Buch „Der weiße Neger Wumbaba“ berichtet. Kinder, die wie ich religiös erzogen wurden, verstehen oft bestimmte Sequenzen aus Gebeten, biblischen Geschichten oder Liedern auf ihre Art und Weise. Da gibt es den Herrn Rodes (Herodes), Owi ist der unbekannte Junge, der so lieb lacht („Oh wie lacht“ aus dem Lied „Stille Nacht“), aber auch den ebenso fremden Schuldidi, dem man jedoch gerne vergibt („und vergeben unseren Schuldigern“ aus dem „Vaterunser“). Auf die bange Frage, um wen es sich bei diesen „Personen“ handelt, erhielt ich jedoch keine befriedigende Antwort.

Verhörer sind immer strikt lokal, beziehen sich meist auf ein bis zwei Wörter, und es ist unerheblich, ob diese verhörten Wörter im Satz einen Sinn ergeben, wie ich in meinem Buch „Danke und Tschüß fürs Mitnehmen (1998)“ ausgeführt habe. Was mag sich wohl die Protokollantin bei Gericht gedacht haben, als sie aufschrieb: „Herr M. war bei den Sieben Zwergen angestellt“ (statt „Siemens Werken“), und das Ende des 20. Jahrhunderts? Und was, als ein Hörer auf den Kommentar zu einem Film „Nicht so gut wie Out of the Past“ erstaunt reagierte: „Was? Das Auto vom Papst?“ – und dieser Verhörer von einem Atheisten; dem inneren Wortschatz ist das aber gleichgültig. Auch ich war – wie ein Smartphone – überhaupt nicht irritiert, dass sich neben Maria, Joseph und dem Jesuskind noch eine andere Person, der Owi nämlich, in der Krippe befand und lachte.

Man könnte nun kritisch einwenden, dass anders als bei Kindern sprachliche Patzer von Erwachsenen den digitalen „Lösungen“ für unbekannte Wörter ähneln:

- Ich muss Euch vorwärmen, äh, vorwarnen.
- Bringst Du mir bitte einen kastrierten, karierten Block mit?
- Geschickt aus der Atmosphäre, Affäre gezogen.
- Ich muss noch das Zimmer reservieren, äh, renovieren

Jedoch korrigiert nicht der Besitzer eines anderen Lexikons, also inneren Wortschatzes, sondern der Verursacher selbst seinen Versprecher. Das innere Lexikon sortiert ja, wie wir bereits gesehen haben,

75

Gehört, geschrieben...

Geteiltes Wissen ist halbes Wissen

Wörter nach Formkriterien. Formähnliche Wörter sind in gewisser Weise „nah“ beieinander abgelegt, und so kann es eben passieren, dass nicht das beabsichtigte, sondern sein formähnlicher Kollege sich in die Äußerung hineinschmuggelt. Und darin unterscheiden wir uns von unseren digitalen „Freunden“: „Kannst Du Dich noch erinnern, dass Du am Strand lieber mit Deinen Schlüpfen gespielt hast als Baden zu gehen?“, eine Smartphone-Nachricht. Der menschliche Verfasser wollte „Schlumpfe“ schreiben! Das musste er selbst korrigieren, denn der digitale Überbringer der Nachricht schien g.anz zufrieden mit seinem Vorschlag

Rabbi und ein blauer Stuhl

Der pfiffige Leser könnte vielleicht nach der Edeka-Episode selbst herausfinden, was bei der im Folgenden geschilderten Begebenheit passiert ist.

Die Autorin dieser kleinen Schmonzetten ist Psycholinguistin mit Interesse an einer Vernetzung von „Theorie und Praxis“, und zwar (!!) der Integration theoretischer Erkenntnisse in die Therapie sprachlicher Beeinträchtigungen von Kindern und Erwachsenen. Meine Freunde wissen das eigentlich, weil ich sie wohl allzu oft damit zugetextet habe. Offenbar reicht das nicht aus oder kann ausgeblendet werden: Ich erzähle einer Freundin, der sehr pfiffigen Margarete, am Telefon, dass ich zusammen mit meinem geschätzten Kollegen Sascha Dümig gerade ein Buch schreibe über Sprachtherapie¹. Keine Reaktion – ich bin erstaunt. Dann nach einer Weile: “Das wundert mich aber sehr. Du schreibst ein Buch mit dem Titel „Da sprach der Rabbi“, das hätte ich nicht erwartet.“ Ich auch nicht!

Wenn für eine Person Deutsch eine Fremdsprache ist, die dazu auch nicht vollständig beherrscht wird, und wenn das Telefon das Seine zu Missverständnissen beiträgt (versuchen Sie mal, am Telefon unabhängig von Wörtern und Sätzen „f“ von „s“ zu unterscheiden), kann dann wirklich Folgendes passieren?

Die Anekdote wurde mir von meiner Freundin Edda erzählt. Edda lag nach einer OP im Krankenhaus und bat telefonisch eine polnische Bekannte, noch im Deutschlernen begriffen, ihr etwas ins Krankenhaus zu bringen. Sie beschrieb den Ort des erwünschten Gegenstands so: „(Er liegt) neben dem blauen Stühlchen.“

Einige Zeit später erschien ihre Freundin, ziemlich außer Atem, im Krankenzimmer, ächzend unter der schweren Last des „blauen Stühlchens“ („Stühlchen“ war ein Euphemismus, es handelte sich um einen Stuhl aus Vollholz). Erstaunt, irritiert, ja entsetzt schaute Edda auf dieses unglaubliche Bild. Die

¹unter dem Titel „Phonologie der Laut- und Gebärdensprache. Linguistische Grundlagen, Erwerb, sprachtherapeutische Perspektiven“ im Jahre 2014 erschienen

Gehört, geschrieben...

Rabbi und ein blauer Stuhl

Besucherin jedoch war sehr stolz, den weiten beschwerlichen Weg geschafft und Edda ihren außergewöhnlichen Wunsch erfüllt zu haben.

Wie konnte es zu diesem Missverständnis kommen? Haben Sie einen Lösungsvorschlag?: „Du sagen, nehmen blaues Stühlchen.“

Gefahr im Verzug?

Einer Freundin, es war interessanter Weise wieder Margarete, erzähle ich von einem neuen Facebook „Freund“, einem Slavisten, den ich sogar persönlich kenne und der mir ganz reizend geschrieben hat, insbesondere, dass er meine Publikationen immer sehr geschätzt hat. „Das zu lesen tat mal gut“, kommentierte ich. Wenn schon keine hörbare Äußerung, so hätte doch ein zustimmendes Nicken jetzt gereicht. Stattdessen entstand eine Pause, begleitet von einem entsetzten Gesichtsausdruck! Nach einiger Zeit: „Helen, das ist doch gefährlich, pass bloß auf, dass Du nicht in die Fänge von Salafisten gerätst!“ Wie der „Rabbi“ so ist auch dieser Verhörer einerseits extrem skurril, andererseits zeigt sich an ihm, dass Häufigkeit hier offenbar im Spiel war. Denn von der Bedrohung durch Salafisten hören oder lesen wir gegenwärtig ja täglich. „Slavist“ war Margarete ein zwar (!) bekanntes, aber selten gebrauchtes Wort. So ist ihr dies beim Zuhören entwischt und ein lautlich ähnliches hat sich durchgesetzt. Margarete war jedenfalls ziemlich erleichtert, als ich das Missverständnis unter Lachen auflösen konnte. Wäre Sprachverstehen entscheidend vom Wissen über die redende Person gesteuert, hätte es den Verhörer gar nicht geben können. Denn mit Salafisten habe ich wirklich nix am Hut.

Kochlehrer, Lambada und Klospülungen

Die folgenden höchst wunderlichen sprachlichen Fehldeutungen von Geschriebenem und Gehörtem wollte ich Ihnen nicht vorenthalten.

Wieder einmal eine Anhörung, dieses Mal im Bayerischen Landtag. Als Referenten waren Vertreter zweier in gewisser Weise verfeindeter Gruppen eingeladen: Verfechter der Gebärdensprache und Verfechter der sog. Cochlea-Implantation für hörgeschädigte Personen.¹ Und was fand sich Überraschendes auf der vom Ministerium verfertigten Liste der Referenten? „Herr Dr. Müller (Name geändert), Vorsitzender des Kochlehrerverbandes“. Offenbar hat der Mitarbeiter des Ministeriums sich seinen eigenen Reim auf die Angelegenheit gemacht. Aber war er wirklich bei Sinnen?

Einen ebenso eigenen Reim machte sich der Lektor eines wissenschaftlich sehr anspruchsvollen Readers in einem gleichermaßen reputierten amerikanischen Verlag. Inhalt der Publikation war ein Spezialfall der Logik, der sog. Lambda-Kalkül und der damit verbundene Lambda-Operator.² Der Lektor hatte anscheinend kurzzeitig ein Black-Out, denn einer der Beiträge wurde mit dem Titel „The Lambada Operator“ versehen, obwohl doch dick und fett der Gesamttitel obendrüber stand: The Lambda-Operator!

In der linguistischen Beschreibung des Aufbaus von Sätzen gibt es die Unterscheidung von „Thema“ (Satzgegenstand) und „Rhema“ (Satzaussage). Dies fand sich im Stichwortverzeichnis der Universitätsbibliothek in Frankfurt, vermerkt von einem „gescheiterten“ studentischen Mitarbeiter jedoch wieder als „Thema – Rheuma“. Von chronischen Erkrankungen in Satzaussagen ist ansonsten nichts bekannt, wie auch die Philosophen „Eichte, Kaut und Nagel“ eher im Verborgenen geforscht haben (Fichte, Kant und Hegel)!

Durch Fehldeutungen von Geschriebenem kann man aber auch in große Not geraten, so wie es mir während meiner Schulzeit widerfahren ist. Meine Schule hatte neue Toiletten bekommen. Bei meinem ersten Besuch stellte ich mit Entsetzen fest, dass die Spülvorrichtung noch nicht installiert worden war – so dachte ich. Es stand nämlich auf besagter Vorrichtung: „presser fort“. Zunächst wunderte ich mich darüber, dass „presser“ nicht groß geschrieben war! Jedenfalls verstand ich die

¹Noch bis in die heutige Zeit em-/befehlen sie z.B. den Eltern, ihr Kind von Gebärdensprache fernzuhalten, weil es ja – angeblich – nach der Implantation „normal“ hören kann. Die Wirklichkeit sieht anders aus!

²Fragen Sie mich bitte nicht, was das ist. Ich habe zwar einige Texte in besagtem Buch gelesen, aber eigentlich nichts verstanden

Gehört, geschrieben...

Kochlehrer, Lambada und Klospülungen

Aufschrift, dass die Spülvorrichtung, der vermeintliche Presser, fort ist, geklaut oder noch nicht vorhanden. Ich verließ so unauffällig wie möglich die Toilette, ohne die Spülung bedient zu haben. Erwähnen sollte ich noch, dass ich erst seit Kurzem Französischunterricht hatte und daher nicht wusste, dass im Französischen eine Aufforderung auch mit dem Infinitiv ausgedrückt werden kann. Hätte nämlich da gestanden: „pressez fort“, hätte ich mich ordnungsgemäß verhalten können. Noch heute, nach so vielen Jahren, ist mir sogar die Erinnerung daran noch extrem peinlich.

Gehört, geschrieben...

Kämme, die Katze Paul und bartlose Sopranistinnen

Kämme, die Katze Paul und bartlose Sopranistinnen

Die folgenden äußerst erstaunlichen sprachlichen Fehldeutungen von Geschriebenem und Gehörtem wollte ich noch erzählen.

„Lieblingsmensch“ ist ein gegenwärtig oft im Radio gespieltes Stück der Frankfurter Sängerin Namika. Sie artikuliert nicht immer ganz deutlich, jedoch lange nicht so verwaschen wie Herbert Grönemeyer. Und dennoch berichten Radiohörer von ihren ziemlich witzigen Verhörern. Da wird der Lieblingsmensch zum Lieblingshemd – ein apartes Thema für einen Popsong, ebenso wie „dass Du mich kämmst“ für „dass Du mich kennst“. So kann aus einem Liebeslied eine triviale Alltagsgeschichte werden. Wie „Hemd“ und „kämmen“ allerdings zu dem Rest des Lieds passen, bleibt natürlich ein Rätsel.

Kein Verhörer findet sich jedoch hier: Radio FFH bat seine Hörer zu sagen, wer ihr Lieblingsmensch sei. Und da zählte ein kleiner Junge seine Lieblingsmenschen auf: „Mein Papa, meine Mama, mein Bruder und meine Katze Paul.“ Ich kann das sehr gut verstehen, mein Kater Arthur ist ja auch ein Mensch. Nicht belebten Dingen schreiben wir ja auch häufig Belebtheit (oder noch vornehmer. Anthropomorphismus) zu. Wir schimpfen mit unserem Computer oder ermahnen unser Auto, endlich anzuspringen. Eine noch erstaunlichere Zuschreibung belebter Eigenschaften nimmt dieses Mädchen vor, das sehr oft mit seinen Eltern spazieren gehen, nicht im Wald, sondern in Städten (wie prickelnd!) und ihre Beurteilungen architektonischer Sünden anhören musste: „Gehen wir heute wieder Häuser beschimpfen?“ Und in der Tat verwenden Architekten und Bauherren auf Baustellen den Ausdruck „Baubeschreiungen“. Sie schreien jedoch nicht Wände, Klospülungen, Fenster u.ä. an, sondern sich selbst, also natürlich jeweils den anderen Schuldigen.

Offenbar besitzen unsere digitalen Kollegen auch ein sehr aktives und ziemlich selbstbewusstes (!) Wörterbuch. Neulich nämlich erhielt ich von meinem ausnehmend gebildeten Patenkind eine mail (ein mail?) mit der Anrede: „Liebe Tante Heil“. Und kurz danach „Liebe Tante Held“. Er hatte die Nachricht auf seinem Smartphone geschrieben, das mit meinem Namen „Heli“ (so nannte ich mich eine Zeit lang) nichts anfangen konnte, nein, man müsste ja sagen, smart, wie es war, hat es das in seinem Wortschatz nicht vorkommende, also nicht existierende Wort „korrigiert“! Eine noch witzigere digitale „Korrektur“ findet sich in folgendem mail: „...habe ich auch schon mit youtube Versionen der Arie von Cecilia Bartlos gehört.“ Die fantastische Sopranistin Cecilia Bartoli hat zwar keinen Bart, aber einen eigenen italienischen Namen. Und aus „vorgebärdete Antworten“ wurden

Gehört, geschrieben...

Kämme, die Katze Paul und bartlose Sopranistinnen

„vorgebildete Antworten“. Und in einem vom Morgenmagazin am 28.9.2016 zitierten Zwitschern, äh, Tweet, in Bezug auf eine Geldbuße für Marc Zuckerberg war zu lesen: „Die Strafe wird aus der Kaffeekanne bezahlt.“ „Kaffeekasse“ ist vielleicht schon zu altmodisch, um noch im digitalen Wörterbuch eingetragen zu sein. Anlässlich meines Geburtstags erhielt ich ein SMS: „Liebe Helen, alles Gute zum Geburtstag von Kombi und Peter.“ Wer ist bloß „Kombi“, ein Spitzname, oder ein Auto, das mir gratuliert? Nein, es war Conni, die mir Wünsche schickte!

Was sagt man dadezu? Smartphones müssten auch Weltwissen haben, ein sehr umfangreiches, halt so eines wie unseres, und sie sollten sinnvolle Sätze bilden, wie wir es doch meistens können.

Die ständige Benutzung von Smartphones kann auch zur Vereinsamung führen. Hierzu der Versprecher:

→ Allein durch die Welt zu chatten (jetten).

Schon Leibniz hat es vorausgeahnt: wir alle sind Monaden.

Nochmal Eier!

Vor vielen Jahren war ich Gast in einem von dem großen Soziologen Ulrich Oevermann geleiteten Seminar zur Soziolinguistik. Das war damals ein allgegenwärtiges Thema. Erforscht werden sollte der Zusammenhang von sozialer Schichtzugehörigkeit und Komplexität des Sprachgebrauchs – im Grunde heute so aktuell wie damals – aber das steht auf einem anderen Blatt. Jedenfalls dachte ich, gut informiert zu sein, schließlich hatte ich einen Großteil der einschlägigen Veröffentlichungen gelesen. Doch – für mich ganz unerwartet – hatte ich große Mühe, der Diskussion im Seminar zu folgen, genau genommen habe ich nix kapiert. Da schwirrten Formen wie „Ei“, „meat“ und „mi“ durch die Luft. „Wieso besprechen die hier biologische Themen? Eier, Fleisch..“ „Mi“ passte nicht so gut rein, „vielleicht habe ich mich aber nur verhört.“ Ich versuchte natürlich einen verstehenden und interessierten Gesichtsausdruck zu machen, denn keiner sollte meine Ignoranz bemerken. Das wenigstens gelang, wie ich sehr viel später erfuhr. Vorher aber stieß ich auf ein Buch von George Herbert Mead mit dem Titel „Mind, Self and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist von 1934¹, in dem der Autor ausführt, dass jeder („I“) auch ein generalisierter anderer („me“) ist, d.h. sich aus der Sicht des Anderen betrachtet (heute vielleicht Spiegelneurone). Mit Fleisch und Eiern hat sich Mead m.W. nicht beschäftigt, jedenfalls nicht in seinen philosophischen Überlegungen. Als ich irgendwann später Ulrich Oevermann von meinen Missverständnissen erzählte, ist er in ein lang anhaltendes Lachen ausgebrochen. Dennoch: sogar noch heute ist mir meine damalige Unkenntnis mit der daraus resultierenden Interpretation extrem unangenehm.

¹Deutsch: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Perspektive des Sozialbehaviorismus

Gehört, geschrieben...

Noch ein paar Kostbarkeiten...

Noch ein paar kleine Kostbarkeiten mit weniger netten Kommentaren

Bei einer Anhörung im Hessischen Landtag, in der es um die Anerkennung der Gebärdensprache in Hessen ging, sprach einer der Redner von den "hochgradig Hörenden" – da klang wohl das vorher Geäußerte „hochgradig Schwerhörige“ nach. Nebenbei bemerkt, ist es mir bis heute schleierhaft, wieso im Jahre 1998! Politiker über die Anerkennung einer Sprache entscheiden dürfen. Denn die Deutsche Gebärdensprache war ja schon vorher die Muttersprache gehörloser Menschen. Eine Anmaßung sondergleichen!

Neulich bezeichnet eine Freundin gehörlose Menschen als „Gebärlose“. Der Tennisclub Schwanheim, in dem ich noch (!) Tennis spiele, hatte am Wochenende zuvor seine Anlage für die Ausrichtung der deutschen Meisterschaften gehörloser Tennisspieler zur Verfügung gestellt, und naturgemäß wurde viel Gebärdensprache benutzt. Und so wurde aus „Gebärden“ und „gehörlos“ eben „gebärlos“. Natürlich ist das Ergebnis dieser Fehlplanung lustig, dennoch sagt es nichts über unbewusste ungewollt ans Tageslicht gekommene Gedanken jenseits der aktivierten Wörter aus, tut mir Leid Ihr Freudianer. Im Hintergrund war nicht so etwas wie Gehörlose sollten keine Kinder haben (die grauenvolle Praxis der Nazis). Ich vermute mal, dass ein heute lebender Freud, also seine unverdrossenen psychoanalytischen Nachfolger, dem Sprecher in ihrem Voyeurismus draufgekommen wären. Doch ich kann Ihnen versichern, dass die Person, die diesen Versprecher hervorgebracht hatte, solche zusätzlichen Gedanken nicht hatte. Sie kommentierte ihren Lapsus lachend mit „Da ist mir was durcheinander geraten, irgendwie habe ich beides im Kopf gehabt, „Gebärdensprache“ und „gehörlos“. Man sollte doch dem Sprecher trauen, nicht dem Hörer (Analytiker)! Zwar entstehen durch einige Fehlplanungen tatsächlich existierende Wörter (wie in vielen Beispielen, die ich in diesem Buch angegeben habe, wie z.B. auch hier: „Kussverletzungen am Schopf“ statt „Schussverletzungen am Kopf“), das ist jedoch zufällig und die meisten Versprecher enthalten gar keine Wörter, sondern formal korrekte Elemente. So ein Sportkommentator: „Am Ende jubelte Borussia Dortmund“, eine Vorwegnahme von „-te“, und sonst nichts. Übrigens ist es sehr auffällig und mir nahezu unverständlich, welchen Kultstatus das Freudsche Ideengebilde allenthalben hat. Jeglicher Kritik wird von vielen ansonsten aufgeklärten Menschen häufig sogar mit Entsetzen oder gar mit Aggressivität begegnet. Testen Sie das selber mal, Sie werden schon sehen.

Gehört, geschrieben...

Noch ein paar Kostbarkeiten...

Auch bei den folgenden Versprechern könnten Freudianer triumphieren. Beim Verlesen des Wetterberichts sagte der Radiosprecher: „Grauen und Gewitter“ statt „Schauer und Gewitter“. Klar, das Ergebnis im Versprecher hat eine andere Bedeutung, weil ein neues im Wortschatz des

Deutschen existierendes Wort entsteht. Aber der Prozess der Entstehung hat nichts mit einer Bewertung zu tun, sondern damit, dass es bei manchen Versprechern die Tendenz gibt, ein vorkommendes Wort zu erzeugen. Denn zunächst wird ja das „g“ von „Gewitter“ vorweggenommen, es entstünde eigentlich „Gauer“. Unser fantastisches und wirklich smartes Sprachplanungssystem sucht im Lexikon schnellstmöglich nach einem formal ähnlichen Wort und findet „Grauen“. Dass dies kein ansonsten unbewusster Gedanke ist, zeigen andere typähnliche Versprecher wie „durch die Kutsche latschen“ für „durch die Küche latschen“ oder „Hier steckt es stockenweise“ für „hier stockt es streckenweise“. Die Wörter „Kutsche“ und „stecken“ suggerieren keine unbewusste Bewertung und auch nicht der Pups bei „von Kopf bis Furz habe ich Schmerzen“ („von Kopf bis Fuß“). In der Psycholinguistik nennt man solche recht komplexen Prozesse „lexical bias“ oder „lexikalische Kontrolle“. Vergleichbares gilt für „Der war genügend Ausflüssen eingesetzt“ für „Der war genügend Einflüssen ausgesetzt“. Hier werden zwei Silben (genaugenommen Präfixe) vertauscht. Das Produkt dieser Vertauschung hat nichts mit etwaigen Vermutungen über bestimmte körperliche Unannehmlichkeiten zu tun.

Und jetzt noch ein Hinweis auf das Durchsetzungsvermögen unseres „Sprachcomputers“ im Gehirn:

Zunächst der Versprecher (eine Vorwegnahme von „ff“ aus „geschafft“) mit Korrektur

→ Mit viel Geschiff, Geschick geschafft

Nach einigen Lachglucksern zitiert die Sprecherin ihren eigenen Versprecher, jedoch nur scheinbar:

→ Was hab ich da bloß gesagt: Mit schiel Geschiff!

Zugegeben: Manchmal rutscht der außersprachliche Kontext in einen Versprecher hinein: „Sie hat die Tulpen telefoniert“ („fotografiert“). Das Foto wurde mit einem Smart-Phone gemacht, das ja auch ein Telefon ist – leider mobil! Es entsteht jedoch nicht „angerufen“, weil beide, der Fehler und das Zielwort, sich der Form nach ähneln – sie teilen die Endung „-ieren“.

Das kann peinlich werden:

→ Pastor im Gottesdienst: Gott gibt uns Taft

Gehört, geschrieben...

Noch ein paar Kostbarkeiten...

Denn niemand aus der Gemeinde kannte die Vorgeschichte zu diesem Versprecher. Die Gattin des Pastors wünschte sich ein Kleid mit einem Taftkragen. Und dieses Begehren wurde dem Gatten immer und immer wieder vorgetragen. Der Versprecher also auch ein planexterner Irrtum, aber ebenso wie unser oben zitiertes Telefonieren ist er zum Vorschein gekommen wegen der Formähnlichkeit von „Kraft“ und „Taft“; hätte es den Wunsch nach einem Seiden- oder Tüllkragen gegeben, wäre es mit Sicherheit nicht zu einem Versprecher „Gott gebe uns Seide/Tüll“ gekommen.

Auch wenn der außersprachliche Kontext für den Versprecher (mit)verantwortlich ist, setzt sich letztendlich der innere Formspeicher durch, wie auch in der großartigen kindlichen Wortneuschöpfung „hallonieren“, klar, Mama sagt immer „Hallo“, wenn sie nach dem Klingeln ans Telefon geht. Dumm gelaufen für alle Freudianer und solche, die es noch werden wollten.

→ Da sieht man viele Bordelleisenbahnen, Modelleisenbahnen

Ziemlich sicher dachte der Sprecher nicht an seinen letzten Bordellbesuch, solche Etablissements würde er nie betreten. Wieso aber ist „Bordell“ entstanden? Dies ist ein Versprecher in zwei Schritten – übrigens höchst selten: Zunächst wird „b“ von „bahnen“ vorweggenommen, dann wird das dadurch eigentlich entstehende „Bodelleisenbahnen“ mit dem Lexikon abgeglichen, und da findet sich schnell „Bordell“.

→ A: Die FDP will den Soli abschaffen

B: Dolli, Deutschland hat so einen dollen Überschuss

Man könnte, wäre man Voyeur, schließen, dass der Sprecher eine abschätzige Meinung über die FDP, insbesondere Herrn Lindner, hat und diesen als „Dolli“ bezeichnet. In Wirklichkeit aber wissen wir gar nichts vom Sprecher, sondern nur, dass „Soli“ und „dollen“ zu einem neuen „Wort“ zusammengefasst wurden, etwa vergleichbar dem Versprecher

→ Setz Dich auf den Stulrich (Stuhl, Ulrich)

Deneber gibt es sonst nix zu bemerken.

Zu guter Letzt

Followers und Unbekannte von mir

Heute lernt man seine Unbekannten auf Facebook „kennen“. Ich habe solche Followers auch, und zwar weltweit. Damals aber hatte ich echte, reale Followers, und natürlich auch heute. Wie schön, lustig, skurril, oft auch berührend die Geschichten, die ich mit ihnen verbinde. An diese Bekannten von mir erinnere ich mich gut, sie alle sind zu Bekannten von mir geworden. Von vielen Followers weiß ich eigentlich nichts Bedeutendes, nichts wirklich Interessantes.

Und das gilt bemerkenswerter Weise ebenfalls für die Personen, über die mir andere berichtet haben, in den kleinen, reizenden, oft eben auch erstaunlichen Geschichten.

Auch wenn das nun zum Ende pathetisch klingen mag, ich sage es trotzdem: Wie die Natur, so sie wir pflegen und behüten, uns alltäglich so viele Kostbarkeiten schenkt, so erhalten wir, so wie wir uns darauf einlassen, jeden Tag von den Menschen kostbare kleine Geschenke. Wir müssen es nur wollen.

Vokabelheft Frankfodderisch - Deutsch

A

aach: auch

aal: alte

abbä: aber

Äbbel : Äpfel

Äbbelwöiwätschaft: Apfelweinwirtschaft

Aldä: Alter

alsemal: manchmal

alsfott: ständig

ãn: ein (wenn es alleine steht)

annern: anderen

anners: anders

annersrum: anders herum

annerswo: woanders

Antrach: Antrag

asch (a kurz gesprochen, aber Asch mit langem a Arsch): arg

ãstrengge: anstrengen

ausm: aus einem*

awweite: arbeiten (awweit: arbeitet)

B

babbele: reden

Balluffhebe: Ballaufheben

basse: passen

basst: (das) passt

beãidrugge: beeindrucken

Begleidung: Begleitung, Bekleidung

Belästischt: belästigt**

Vokabelheft

B

Bildschämm: Bildsschirm

billisch: billig**

bissi: bisschen**

bleed: blöd

bludisch: blutig**

Böbbsche, Bobb: Puppe

boddo: bordeaux

Bräzzel: Brezel

Brötsche: Brötchen

D

dachbabbebleed: voll blöd (um im Stil des Worts zu bleiben)

dadevon: davon***

dadezu: dazu

Daach: Tag, Tage

dahinne: dahinten****

de: der, den

debei: dabei (auch: dadebei)

deet: wörtlich „täte“ (für „würde“)

deff: darf

deneber: daneben, darüberhinaus („neben“ ist „neber“)

dene ihr: deren

des: das

Dochtä: Tochter

Dönälade: Dönerladen

E

ebbes: etwas

eggisch: eckig, und allgemein „Form“**

Vokabelheft

E

eiereggisch: oval

einsische: einzige****

em: einem

emal: mal (aber: ãmal: einmal)

en: einen (auch einer)

en: ein, einer, einen (wenn an ein Wort angehängt: hasten Kulli)

es: das

eschte: echte

F

Fätz: Bödsinn

fer: für

fern/fänn: für ein

föschte: fürchten

Fomm: Form

Fommlose: formlosen (auch: formloser)

Frankfodderisch: Frankfurterisch

Frigadelle: Frikadellen

fusselisch: fusselig/schütter

G

gänn: gerne

geännert: geändert

gebabbelt: geredet

gefunne wonn: gefunden worden

gekaaft: gekauft, ne (Satzanhängsel)

gell: nicht wahr (stilistisch passender: „ne“)

gerätt: geredet

Geddi: Gerdi (oft für „Gerda“)

Vokabelheft

G

gescheübbertrede: gegenübertreten

geschmeidisch: geschmeidig, elegant

Gespräsch: Gespräch

Getroffe: getroffen

gleisch: gleich

guude: Guten Tag, Hallo (auch ei guude)

H

habb: (ich) habe

habbe: (wir, sie) haben

Häbbät: Herbert (auch hier werden die beiden „r’s“ nicht gesprochen, sondern „vokalisch aufgelöst, probieren Sie das mal für das Standarddeutsche aus)

hädde: hätten

Häddi: Hertie

hänge: hängen

Hänn: Hirn

hammä: haben wir (ham+mä)

hatn: hat einen

hatte: hatten (wir, sie hatten)

Hauptsesong: Hauptsaison

hiehaut: hinhaut (passt)

I

ihne: Ihnen

ihne ihr: Ihre (besitzanzeigend, auch nur „Ihr“ im gehobenen Frankfurterischen)

ihrn: ihrer, ihren

innem: in einem

Ihrm: Ihrem

is: ist (in lockerer Rede auch im Standard „is“)

isch: ich**

Vokabelheft

I

isses: ist es*

J

Jaunern: quengeln, klagen

K

kaafe: kaufen (Infinitiv, aber auch „mer kaafe“, „se kaafe“, aber „er keeft“)

Kall: Karl

Karasch: Garage

kei: keine (aber „kaaner“: keiner)

Könisch: König****

klaane: kleiner, kleine

Kopprobbe: Kopfschmerzen

kozze: kurze: (aber auch: sich übergeben)

kreisfömmisch: kreisförmig****

Kuddi: Kurti, Kurt (für „Kurt“ wird meistens „Kuddi“ verwendet)

Kujoniern: schikanieren

L

Laafarsch: Laufarsch (unruhige Person)

Labberhose: labbrige Hosen

Läsch: Lärche

leeft: läuft

Lehrbuzz: Lehrbub

liewwer: lieber

lischt: liegt (langes „i“)

Vokabelheft

M

Makk: Mark

Mei/mãi: mein, meine

meim: meinem

meine: meinen (wir, sie meinen)

mer/mä: 1. man

2. wir

3. mir

mers: man/wir/mir es*

misch: mich**

Moffa: Mofa

musdde: musst Du*

müssese: müssen Sie*

müsst: müsste, müsst

N

nã: nein

naache: nagen

Nebeseson: Nebensaison (Achtung: neben alleine heißt „neber“)

nemmer: nicht mehr

net: nicht (net kann auch nett sein)

neust: neueste

P

Päcksche: Päckchen

Panneflicker: Pfannenflicker

Platt: Platte

Professer: Professor

Vokabelheft

R

Ransereise: Bauchweh (Ranzenreißen)

Redd: Rede

rischtische: richtiger, richtige (Singular und Plural)

Robäddo: Roberto

runnerfalle: herunterfallen

S

saache: sagen (wir, sie sagen)

sei/sāi: sein, seine

(isch) schell Ihne: ich klinge bei Ihnen

Schildsche: Schildchen

Schlumbel: schlampige Person

se: sie, Sie

seitner: seit einer

sinn: sind

sisch: sich

sisch uffmandele: sich wichtig machen

spielsde: spielst Du

T

Teekesselschä: Teekesselchen (Mehrzahl)

Tökkei: Türkei

U

uff: auf (oioioi: wenn im Deutschen die Anstrengung ausdrückende „uff“)

uffgeweicht: aufgeweicht

uffs: auf das

uffresch: aufrege (ich)

un: und

Vokabelheft

U

unem: und einem

Unnerschied: Unterschied

unnerschreiwē: unterschreiben

V

Vaddä: Vater

verkaaft: verkauft

vonne: vorne

vonnem: von einem*

vorische: vorheriger, vorherige

W

Wäklisch: wirklich

Wännä: Werner (wir sprechen das r auch nicht, aber das „e“ in Werner ist kein „ä“)

wänn: 1. wären

2. werden

wännse: werden sie

wennde: wenn Du

weschem: wegen dem (wörtliche Übersetzung)

widder: wieder

wischtisch: wichtig

wissese: wissen Sie

woannersder: woanders

Z

zeit: seit (großgeschrieben natürlich auch „Zeit“)

Zeusch: Zeug, Sachen

zurer: zu ihr, zu einer

zwischenem: zwischen einem

*Solche Zusammenziehungen kommen auch im gesprochenen Standarddeutschen vor: „Hammse mal nen Bleistift“ oder „kannste mir mal Feuer geben?“ usw. „Hammse“ und „kannste“ werden ebenso wie im Frankfurterischen wie ein Wort gesprochen und der Vokal wird abgeschwächt, nämlich „Sie“ (das ie ist ja ein langes i) und „Du“ zu einem sog. schwachen e. Der Unterschied zum Frankfurterischen besteht offenbar darin, dass auch oft nicht zusammengezogene Ausdrücke dieselbe lautliche Form haben wie die zusammengezogenen: „Se habbe“ (Sie haben) und „habbese“ (haben Sie).

**Bissi: „i“ ersetzt das wenig geschätzte „ch“

(„sch“ kommt hier auch vor, denn im Standarddeutschen spricht man „billig“ oder „blutig“ nicht mit „g“, sondern mit „ch“ am Ende; das gilt auch für alle Wörter, die mit ** markiert sind) und bei „net“ für „nicht“ wird das „ch“ einfach ganz umgangen

***dadevon und dadezu sind Verdopplungen; eigentlich „dadavon“/„dadazu“. Wegen des Betonungsmusters, also der Betonung auf dem ersten „da“ wird das zweite „a“ zu einem sog. schwachen „e“ (wie etwa das „e“ in „Kasse“). Manchmal aber verkürzt der Frankfurter auch gerne, z.B. „gess“ in „isch habb des gess“. Klar, wozu braucht man noch „ge“ und „en“ („gegessen“), wo doch durch „habb“ das Perfekt schon ausgedrückt ist.

Teekesselschä: hier ist das Frankfurterische dem Standarddeutschen überlegen, das der Form nach ja nicht zwischen Einzahl und Mehrzahl unterscheidet. Teekesselschä ist die Mehrzahl, die Einzahl ist Teekesselsche. Frankfurter sollten darauf stolz sein.

weschem: das ist ja der Dativ (also wegen dem), Frankfurter dürfen das.

**** im Standarddeutschen wird „einzig“ mit „ch“ am Ende gesprochen, „einzige“ jedoch mit „g“. Das Frankfurterische ist hier regulärer: „einzisch“, „einzische“

***** dahinne u.a.: eine sog. Assimilation, das „t“ verschwindet und das folgende „n“ wird quasi kopiert

Und nun noch ein Kommentar zur Schreibung. Sollten Linguisten das Buch lesen, werden sie sich vermutlich die Haare raufen. Korrekt wäre ja eine lautliche Umschrift gewesen, etwa so: [frankfɔdərɪʃ] für „Frankfodderisch“, [ve:zəm] für „weschem“ oder [tsvɪzənəm] für „zwischenem“ usw. Das wäre aber für andere nicht hilfreich gewesen.

Das will ich noch hinzufügen: Viele der Frankfurter Geschichten habe ich selbst erlebt. Aber mir haben auch von den nettesten Wörtern Monika Dohrendorf, Sascha Dümig und Agnes Heuser berichtet – dafür mein herzlichster Dank.